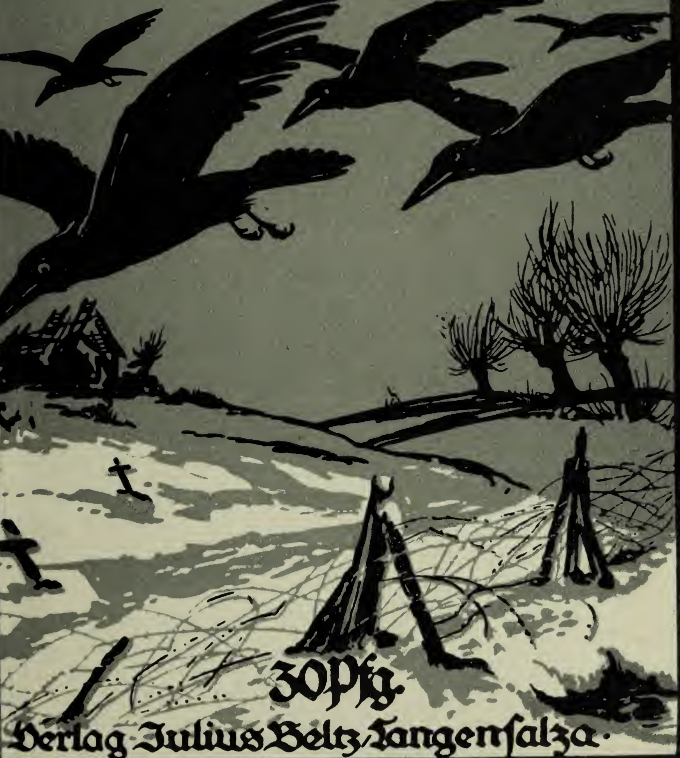
Von den Kämpfen in Russisch-Polen

Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend



Deutsche Kriegsbücher für die Schuljugend

5. Band:

Von den Kämpfen in Russisch-Polen.

Bearbeitet von Alexander Troll, Rektor in Berlin.



Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege e. V. zu Berlin.

Julius Beltz, Verlagsbuchhändler und Hofbuchdrucker Langensalza.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

940.91321
T74v
McM 2023

Inhalt

* * *



McN 17 0'23

940.91321
T79v

In Kämpfen vor Iwangorod.

Zunächst ging es auf W.-K. los, das wir von den starken feindlichen Truppen säubern sollten. Während ich vorritt, um für meine Fahrzeuge den besten Weg auszukundschaften, traf mich der Ordonnanzoffizier des Divisionsgenerals und überbrachte mir den Befehl, sofort das zweite Bataillon in S. zur Disposition der Division zurückzuhalten. Ich mit meinem Pferde in gestrecktem Galopp über Sturzäcker und Gräben zurück zum Bataillon, dann wieder vor, um den Brigadegeneral, meinen Regimentskommandeur und schließlich meinen Major von dem Zurückbleiben des zweiten Bataillons zu benachrichtigen. Die Herrschaften in der inzwischen hereingebrochenen Dunkelheit in dem weiten, unbekannten Gelände, auf meine Frage bald hierhin, bald dorthin gewiesen, zu finden, war wahrhaftig keine Kleinigkeit. Als ich endlich den Brigadegeneral und dann meinen Regimentskommandeur gefunden hatte, war meine brave schwarze Grete völlig mit weißem Schaum bedeckt und zitterte heftig am ganzen Leibe, wozu wohl auch die in unserer Nähe platzenden russischen Schrapnelle viel beigetragen hatten. Ich konnte ihr aber keine Ruhe gönnen, denn mittlerweile hatte ich natürlich sowohl die Verbindung mit meinem Bataillon, wie mit meinem nachzuführenden Patronenwagen verloren.

Nun ging der wilde Ritt kreuz und quer durch das durch den Feuerschein des von unserer Artillerie inzwischen in Brand geschossenen Dorfes fahl beleuchtete Gelände wieder los. Meine Fahrzeuge fand ich bald in der vermuteten Richtung, von meinem Bataillon konnte mir aber auch mein Regimentskommandeur nur verraten, daß es in erster Linie

auf das Dorf angesetzt gewesen sei und dieses wohl schon erreicht haben müsse. Ich führte meine Bagage durch die Totenstille der Nacht — unsere Artillerie und Infanterie hatten aufgehört zu feuern, ebenso die Russen und die Nachbardivision, bei der bis dahin ein höllischer Feuerlärm getobt hatte — bis auf etwa 500 m durch die anderen Truppenteile hindurch an das erwähnte Dorf heran und jagte, jeden Augenblick gewärtig, beschossen zu werden, in das Feuermeer hinein, wo ich dann nach einigem Hin und Her das Bataillon glücklich wiederfand. Mein Major war glücklich, daß er mich und meine Fahrzeuge wiederfand und kargte nicht mit seiner Anerkennung, daß ich unter so schwierigen Verhältnissen die Patronenwagen usw. heranbekommen hatte. Den Russen war es in dem brennenden Dorfe zu heiß geworden, und sie waren abgezogen, ohne daß es uns gelungen war, mit ihnen in Fühlung zu bleiben.

Nachdem ich während der Nacht dreimal durch Befehle, die an den neben mir schlafenden Kameraden und mich kamen, gestört worden war, kam um 1 Uhr plötzlich der Befehl, daß das Regiment um 2 Uhr nachts abmarschbereit zu stehen habe. Also raus aus dem Flohsack und rein in die Hosen. Die Sache ging so eifrig, daß ich nach zweistündigem Ritt merkte, daß ich nur eine Stiefelgamasche angezogen hatte. Wohin es gehen sollte, erfuhren wir nicht. Jedenfalls waren wir reichlich ärgerlich, daß wir unsere Bude, die wir mit vieler Mühe einigermaßen hatten säubern und zur Vertilgung der Flöhe und ähnlichen Ungeziefers — das Biestzeug droht uns tatsächlich zur Verzweiflung zu bringen — mit Karbolwasser scheuern lassen, voraussichtlich für immer verlassen mußten. Seit 9 Uhr vormittags stehen wir in obigem Nest bereit, einzugreifen, und zwar handelt es sich, wie wir eben erfahren haben, darum, ein russisches Armeekorps, das

nördlich der Festung Iwangorod über die Weichsel vormarschiert, abzufangen.

Wir blieben in W.-K. eine Viertelstunde, um die noch nicht verbrannten Häuser nach Verwundeten und Russen abzusuchen, worauf wir den Befehl erhielten, nach O. vorzurücken und dort weitere Befehle abzuwarten. Vom Rücken aus durch den Feuerschein des brennenden Dorfes beleuchtet, gingen wir auf dem sogenannten Wege weiter, an einem Kloster vorbei und einen Wald entlang, in dem die Russen eine Unzahl von Schützengräben und Schützenlöchern unbesetzt zurückgelassen hatten. Wir waren wohl 3/4 Stunden marschiert, und ich hatte kaum meine Verwunderung darüber ausgesprochen, wo wohl die Russen aus W.-K. geblieben seien, da bekamen wir heftiges Feuer, von dem wir, da wir zunächst kein Aufblitzen der Gewehre sahen, nicht recht wußten, ob es von vorn oder auch von halbrechts oder halblinks kam.

Wie vom Blitz getroffen, lagen natürlich die Kompanien auf dem Bauche, und wir Offiziere stiegen von den Pferden, um sie nach hinten zur Gefechtsbagage zu bringen. Nachdem das Schießen kurze Zeit aufgehört hatte, flammte es mit großer Heftigkeit wieder auf. Wir waren nun im Zweifel, ob wir nicht von anderen Truppen — es wimmelten ja rechts und links von uns wahrscheinlich auch andere deutsche Truppen herum — beschossen wurden . . .

G., den 16. Oktober 1914.

Als ich obigen Satz begann, wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, und hinein ging es in die Schlacht, die fast ununterbrochen bis heute morgen dauerte und sehr verlustreich war. Aber unsere Aufgabe haben wir glänzend gelöst und damit die Hauptarbeit vor der Festung Iwangorod,

deren Fall nun in drei bis fünf Tagen erwartet wird, geleistet; den Durchbruch von drei russischen Armeekorps, von denen eins ein kaukasisches war, haben wir vereitelt und dabei in der vorgestrigen Nacht ein ganzes russisches Regiment vernichtet.

Nun zurück zu dem Husarenstückchen, das zu beschreiben ich oben begonnen habe.

Wir ließen von unseren Hornisten „das Ganze halt" blasen, damit, wenn wir von eigenen Truppen beschossen würden, diese das Feuer einstellten. Und richtig — das Feuer hörte auf. Einen Augenblick blieben wir noch liegen, als wir aber dann aufstanden, summte es wieder wie ein Bienenschwarm über unsere Köpfe hinweg. Nun hatten wir die Gewißheit, daß wir Russen vor uns hatten, die, nach dem Schalle der Schüsse zu urteilen, ganz nahe vor uns waren. Sofort wurden die Gewehre entladen, die Seitengewehre aufgepflanzt, und mit Hurra ging es darauf los. Da gab es kein Halten mehr; was nicht die Waffen wegwarf, wurde niedergestochen, und im Sturmschritt ging es hinein in das Dunkel des Dorfes O., mitten in eine russische Wagenkolonne und deren Schutzmannschaften. Da gab es nun ein so furchtbares Gedränge, daß wir, um Freund und Feind überhaupt noch unterscheiden zu können, flugs eine gefüllte Scheune anzünden mußten. Da sahen wir nun erst richtig die Bescherung. Die ganze Dorfstraße stand voll von Fahrzeugen, zwischen denen russische Soldaten herumwimmelten und in die Häuser zu entkommen suchten. Rein in die Häuser und Scheunen! hieß es, und das Pack herausgeholt! Blitzschnell ging es und ohne jeden Schuß; denn fast alle warfen ihre Waffen weg und hoben flehend die Arme in die Höhe. Nur wenige widersetzten sich. Davon einige Bilder: Ein Feldwebel oder dergleichen holt mit seinem Säbel gegen einen unserer Grenadiere aus; der wirft sein Gewehr weg,

entreißt dem Russen den Säbel und schlägt ihn mit diesem nieder. Ein Russe schießt einen unserer Offiziere nieder und will ihm dann noch mit dem Kolben den Schädel einschlagen. Im selben Augenblick rennt ein Grenadier ihm das Bajonett in die Rippen, daß es hinten wieder herauskommt.

Am Ende des Dorfes mußten unsere Kerls mit Gewalt angehalten werden, sonst wären sie durchgebrannt und noch weiter hinter den fliehenden Russen dahingestürmt. Das konnten wir uns leider nicht mehr leisten; denn wir wußten ja noch gar nicht, mit wievielen Kerls wir es im Dorfe selbst zu tun hatten. Während nun alle Winkel abgesucht, alles zusammengetrieben und die wildgewordenen Pferde zum Verstand gebracht wurden, machte ich mich mit Arnim hoch zu Roß auf, um unser Bataillon, das wir bei der wilden Jagd verloren hatten, auf der Höhe rechts des Dorfes, auf die es hinausgezogen worden war, zu suchen. Auf der Höhe angelangt, fanden wir zuerst nichts, sahen aber plötzlich links von uns in einer der zahlreichen Schluchten russische Soldaten herumwimmeln. Ausreißen gibt es nicht, also den Säbel heraus, und wir beide im Galopp darauf los. Sofort erhob sich ein großes Geschrei, und aus dem Wegwerfen der Waffen und dem Armehochheben ersahen wir, daß sich die Kerls ergeben wollten. Gleich stürzte auch ein deutschsprechender Russe vor, bat für sich und die anderen um Gnade und rief auf unseren Befehl die anderen Kerle heran. Die mußten nun noch die Patronen usw. wegwerfen, und wir trieben sie zurück und nahmen aus einer weiteren Schlucht noch eine Portion mit.

Eben waren wir dabei, sie im Scheine des brennenden Gehöftes mit Hilfe des deutschsprechenden Soldaten in Kolonne zu vieren aufzustellen — es waren 23 Kerls, die wir gefaßt hatten — da wurden wir von hinten beschossen. Jetzt wurde es kritisch; die Gesellschaft wollte wie irrsinnig nach

allen Seiten auseinanderstieben, wir zwei aber ritten — wie ein Schäferhund seine Hammelherde umkreist — mit geschwungenem Säbel im Galopp um die Herde herum, trieben sie wieder zu Paaren und nach dem Dorfe, wo wir sie glücklich ablieferten. Das Hallo kannst Du Dir denken, als wir zwei mit unsern 23 erbeuteten Gefangenen ankamen. Inzwischen hatten sich unsere Truppen gesichert, und wir konnten in Muße unsere Beute zählen. Mehr Gefangene, als wir selbst an Köpfen stark waren, 6 Patronenwagen, 4 Telephonwagen, 2 Lazarettwagen und mehrere Lebensmittelwagen, alles tadellos bespannt und in Ordnung. Befriedigt zogen wir mit unserer Beute heim. Wie sich am nächsten Tage herausstellte, hatten uns anderthalb Regimenter gegenübergestanden; im Anmarsch waren weitere anderthalb Regimenter, die aber durch die in rasender Eile zurückflutenden Reste der vorderen anderthalb Regimenter mit zurückgerissen wurden. Es war eine großartige Sache.

(„Post.“)

Ein unerwarteter Erfolg.

Malusa Wielki, 10. Nov. 1914.

Unsere deutschen Truppen sind lediglich aus strategischen Rücksichten zurückgenommen worden. Die ganzen Operationen bis an die Weichsel waren eine Kette schöner Erfolge, und nur wegen dieser Erfolge war es überhaupt möglich, die Verschiebungen der Armeen vorzunehmen, ohne daß die Bewegungen vom Feinde gestört wurden. Die Russen, mit denen wir Fühlung hatten, waren so erschöpft, daß ihnen ein wirksames Nachdrängen nicht möglich war. Es hätte denselben wohl gepaßt, wenn wir uns ihnen zur großen Entscheidungsschlacht an der Weichsel vor dem Festungsgürtel Warschau—Iwangorod—Brest-Litowsk gestellt hätten, hinter

denen sie eine Riesenarmee zusammengezogen hatten, und wo ihnen jede Verschiebung von Kräften, insbesondere von Artillerie, auf Eisenbahnen und Straßen ein leichtes gewesen wäre. Unsere Heeresleitung aber will eine Entscheidung auf einem ihr genehmen Gelände, wo wir die Leichtigkeit der Bewegungen, Ergänzungen und Verschiebungen haben. Wenn die Russen sich da zur Entscheidungsschlacht stellen, können wir vielleicht bald ein zweites Tannenberg erleben.

Von der Wacht an der Weichsel vor New Alexandrya, wo wir uns in dem Sommersitze eines Generals häuslich eingerichtet hatten, wurden wir durch österreichische Truppen abgelöst. Wir kamen weiter nördlich und verschanzten uns zwischen Radom und Warschau in der sogenannten Pilicalinie, einer ausgedehnten Höhenstellung. Aus dieser Stellung heraus wurden dann die Russen beunruhigt und durch gewaltsame Vorstöße längere Zeit gezwungen, ihre Kräfte bald hierher, bald dorthin zu zersplittern und sich eine Schlappe nach der anderen zu holen. Diese Vorstöße sind so lange fortgesetzt worden, bis die Räumung des weiten deutschen Etappengebietes in aller Ruhe erfolgt war.

Einer dieser Vorstöße, die von unserer Division vorgenommen wurden, brachte mir persönlich einen schönen Erfolg und die hervorragendste Erinnerung des Feldzuges.

Eines Abends waren wir alarmiert und marschierten feindwärts aus der Pilicastellung nach Norden. Ein Dorf, etwa 15 km entfernt, sollte von einer feindlichen Abteilung besetzt sein. In stockfinsterer Nacht wurde das Dorf umzingelt. Auf ein Signal drangen wir ein, bereit, alles, was uns entgegenkäme, aufzuspießen. Aber das Dorf war leer, kurz vor unserem Eintreffen geräumt. Also verschanzten wir uns für die Nacht in einem Dorfe, und am nächsten Morgen ging's weiter. Jeder Augenblick konnte den Zusammenprall mit dem Feinde bringen. Um 7 Uhr donnerten uns denn

auch die ersten feindlichen Schrapnelle in die Flanke. Der Feind hatte in starker Zahl eine ausgedehnte Stellung be=setzt, und unsere Abteilung marschierte auf. Ich kam mit meiner Kompanie auf den rechten Flügel. Bald war unsere ganze Linie auf etwa 500 m an der feindlichen Stellung und ein stundenlanges starkes Feuergefecht im Gange. Ich war beim Vorgehen durch eine Bergkuppe von der anderen Linie getrennt und beschäftigte mich auf eigene Faust mit dem Feinde, den ich gegenüber hatte. Vor mir im Grunde lag ein Tannenwäldchen, das mit feindlichen Maschinenge=wehren besetzt war und uns ein verderbenbringendes Feuer entgegenspie. Ich war mir klar, daß ein längeres Verweilen in diesem Feuer Untergang bedeutete, und deshalb beschloß ich, ganz unabhängig von der mir verborgenen Schlachtlinie der unseren, zum Sturmangriff auf das Wäldchen vorzugehen. Meine braven Landwehrmänner folgten. Während wir mit Hurra in das Wäldchen eindrangen, machten die Russen kehrt und flohen ungestüm zurück. Mit höchstens acht Mann, die mir zunächst schnell genug folgen konnten, drang ich nach, nahm den Russen zwei Maschinengewehre ab und stand dann in dem hinter dem Wäldchen liegenden Dorfe plötzlich etwa 200 Russen gegenüber, die kopflos umherrannten und als wir hineinknallten, sofort die Hände hochstreckten. Bald kamen mehr meiner Landwehrleute nach, so daß ich zuletzt eine Heeresmacht von vielleicht 50 Gewehren in dem Dorfe versammelt hatte.

Zunächst ließen wir die Russen, die sich ergeben hatten und nicht gefallen oder verwundet waren, einige hundert Meter zurückschaffen. Es waren 80 Mann und 2 Offiziere, bewacht von drei Landwehrleuten. Die anderen pfefferten unterdessen in die aus ihren ganzen Stellungen zurückflutenden Russen. Wie die Fliegen sah man die Russen hinsinken. Wir waren mitten in die Flanke der Hauptstellung der Russen

geraten und konnten der Länge nach in die Schützengräben hineinfeuern. Mein Erstaunen war groß, als ich auf meinem vorgeschobenen erkämpften Posten allein blieb und auf der ganzen Linie nur zurückflutende Russen, aber keine nachfolgenden Deutschen zu sehen waren. Ich ließ meine Leute in dem eroberten Dorfe in Stellung und rannte zurück, um den Erfolg zu melden, mich von der allgemeinen Gefechtslage zu überzeugen und Unterstützung für die gewonnene Stellung zu erbitten. Da — weit und breit nichts mehr von unseren Truppen zu sehen! Nur mein treuer Bursche folgt in einiger Entfernung mit meinem tüchtigen „Manes". Ich schwinge mich auf den Gaul und galoppiere weiter zurück, bis ich nach etwa 6 km den Obersten und einige Kompanien finde. Da höre ich denn: „Divisionsbefehl: den Angriff nicht durchführen, sondern vorher vom Feinde ablassen". Der Zweck war, wie so oft, den Feind zu veranlassen, seine Kräfte nach verschiedenen Seiten zu zersplittern.

Dieser Divisionsbefehl hatte mich nicht erreicht. Meine Kompanie lag jetzt mutterseelenallein mitten in einer russischen Abteilung von vielleicht einem Armeekorps und schien verloren, denn die Russen mußten doch inzwischen merken, daß unsere Truppen zurückgenommen waren. Ich mußte also zurück zu meinen Leuten. Also gestreckter Galopp und Befehl zum Rückzug. Natürlich schüttelten meine Leute verwundert den Kopf.

Die Russen kehrten inzwischen links von uns schon wieder in ihre Stellungen zurück, so daß wir nicht zaudern durften, wenn wir nicht abgeschnitten werden wollten. Also los! Wir setzten die Gefangenen vor uns in Marsch, ließen sie die beiden Maschinengewehre schleppen und zogen bekümmerten Herzens ab. Ich habe noch nie in meinem Leben eine so unangenehme Stimmung gespürt wie in diesem Augenblick.

der Rückmarsch gelang. Ein paar Schrapnelle sandten uns die Russen nach, die aber üblicherweise nichts als einen lauten Knall verursachten, und schließlich waren wir, eine Stunde nach allen anderen, im Quartier hinter der Pilicalinie.

Als ich meine Gefangenen und die Maschinengewehre beim Divisionskommandeur ablieferte und Bericht erstattete, wurde ich gar sehr gelobt. Aber ich glaube, es herrschte wohl überall Ärger darüber, daß mein Erfolg nicht vor dem Befehl der Zurücknahme der Kräfte bekannt geworden war. Der schönste und wertvollste Erfolg meiner Sonderaktion war aber der: Die deutschen Truppen waren, als sie ihre Stellungen verließen, nicht beschossen worden, konnten sich das allerdings nicht erklären. Des Rätsels Lösung war aber, daß die Russen, als sie von mir flankiert waren, ihre Hauptstellung verließen, ohne daß die ihnen gegenüberliegenden bzw. gleichzeitig abziehenden deutschen Truppen es merkten.

Diese Geschichte wird mir unvergeßlich bleiben. Ich habe von der Feigheit der Russen in diesem Falle einen so überwältigenden Eindruck erhalten, daß ich wegen des endgültigen Ausganges unseres Feldzuges keine Besorgnis habe. Übrigens haben wir außer den erbeuteten Maschinengewehren sechs weitere bei der Gelegenheit unbrauchbar gemacht, da wir die Dinger bei der Wendung, die die Sache nahm, nicht kriegten ... Wie es auch kommen mag, die Landwehrleute sind bereit zu neuen Mühen und Kämpfen!

(„Der Rheinpfälzer.")

Unser Durchbruch nach Brzezinny.

Am 20. November erhielten wir den Befehl: „Die Division greift in rücksichtslosester Weise den Feind östlich Lodz an und wirft ihn". Wir wußten, daß dort 4 ½ russische

Korps standen, hatten also volles Vertrauen. Am 21. November brachen wir bei scheußlichem Wetter und schneidender Kälte auf in zwei Marschkolonnen, die schon zehn Tage von den Kosaken „gepiesackt" waren. Es ging nach Norden in ein ungewisses Schicksal. Von allen Seiten wurde der Feind gemeldet. Am folgenden Morgen merkte man, daß man wirklich in der Klemme saß. Mit dem schönen Tag, der anbrach, begann auch die Kanonade. Von Wiskitno, einer Ortschaft südöstlich Lodz, erhielten wir Granatfeuer, und 20 Minuten später war die Vorhut im Kampf. Von vorn erhielten wir die Meldung, daß der Feind auf 800—900 m stehe und daß er seine Artillerie in die Infanterieschützengräben eingebaut habe. Man hatte darauf gelauert, daß wir in dieses Loch gehen würden. In Andrespol, einem Ort nordöstlich von dieser Stellung, war der andere Teil unserer Division in einen heftigen Straßenkampf geraten. Maschinengewehre arbeiteten aus den Gibelwänden der Häuser, die Gärten waren dicht von Infanterie besetzt. Diese Brigade kämpfte nach Westen und wir nach Norden gegen einen achtfach überlegenen Feind. Zwischen beiden Brigaden stand unsere Kavallerie in heftigem Feuer. Ein Grenadierregiment wurde sofort in seiner Gesamtheit, das letzte Bataillon nach vorn, eingesetzt, entwickelt, und man gewann Boden bis auf 600 m. Aber immer mehr und immer mehr Verwundete kamen zurück, es waren sehr brenzliche Augenblicke. Der Feind war zuerst zurückgegangen, dann hatte er sich aber in Schützengräben festgesetzt.

Von der anderen Brigade bei Andrespol war keine Meldung eingegangen, es wurde schummerig und die Situation immer ungemütlicher; das russische Artilleriefeuer wurde immer stärker, man sah die Dörfer in weitem Umkreise brennen. Da kam die Nachricht, daß das Grenadierregiment das Dorf Olecho genommen habe. Leider war es nur ein Teil des

Dorfes. Allmählich wurde es Nacht und die Lage immer bedrohlicher. Das russische Granatfeuer verstärkte sich ins Ungeheuerliche, unsere Schützenzüge mußten sich auf 50 bis 60 m vom Feinde loslösen, und uns blieb nichts übrig, als den sogenannten „Igel“ zu machen, d. h. uns nach allen Seiten zu wehren. Schließlich wurde aber auch unsere schwere Artillerie in Feuerstellung gebracht, und um 11 Uhr abends kam man zur Ruhe und schlief wie ein Toter — eine halbe Stunde lang. Dann wurden für 25 Offiziere bei einer einzigen Kerze die Befehle erteilt, und dann trat ein denkwürdiger Augenblick ein. General von Scheffer, der Kommandeur eines benachbarten Korps, traf ein und ließ sich die Lage erklären. Diese Lage war scheußlich. Man stand inmitten der viereinhalb russischen Korps, die von dem berühmten russischen General v. Rennenkampf befehligt wurden, und der dann abberufen wurde, weil er hier zu spät kam. Die Unterredung des Generals von Scheffer mit unserm Divisionskommandeur erfolgte unter vier Augen. Er trat mit strahlenden Augen unter seine Offiziere und sagte: „Meine Herren, entweder bringt uns der morgige Tag einen großen Sieg, oder wir werden ihn nicht überleben“. Eine Infanteriedivision sollte zu Hilfe kommen, und mit dieser vereint wollte man einen Vorstoß nach Norden machen. Ein Hurra, begeisterte Stimmung, und in diesem Gedanken begab man sich zur Ruhe.

Es sollte anders kommen. Nachts um 12½ Uhr kam plötzlich der Befehl, daß die Division zurückgehen sollte. Die Gründe hierfür wurden nicht bekannt.

Um 1 Uhr nachts trat die erste Kolonne zum Rückmarsch an. Es war ein scheußliches Wetter, der Wind sauste, alles fror, die Infanterie war müde und abgeklappert und hatte die letzten 15 Patronen in den Taschen. Die Kolonnen mit den Verwundeten rückten vor, es herrschte eine traurige Stimmung, und man wünschte nur, daß es recht lange Nacht

bliebe. Bei Karpin hatte man endlich das rettende Ufer des Flußlaufes der Minsga erreicht. Auf der Chaussee marschierten drei Kolonnen, die den Verkehr stocken ließen, und es konnte vielleicht bis Mittag dauern, bis alles die Brücke passiert hatte.

Plötzlich brach der helle Tag an, und jeder verwünschte das Licht; denn schon begannen die Russen mit schweren Geschützen, die von Lodz herbeigeschafft waren, zu feuern. Aber es ging immer vorwärts, die Kolonnen mußten querfeldein marschieren, ein Bataillon und eine Haubitzenbatterie warfen sich dem Feind entgegen. Auch anderen Truppenteilen gelang es, den Feind abzuhalten, und um 12 Uhr hatte tatsächlich das letzte Fahrzeug den Bach Minsga überschritten.

Nun entstand aber die bange Frage: Was soll mit den Kolonnen weiter geschehen? Plötzlich von Nordosten her lebhaftes Geschützfeuer. Es kam der Befehl, daß die 3. Gardeinfanteriedivision und das XXV. Korps den Feind angreifen sollten. Mit Hurra wurde dieser Befehl aufgenommen, und mit dem Bajonett stürzte sich die Infanterie in den Wald. Schützengraben auf Schützengraben wurde genommen, Gefangene wurden gemacht, die schließlich die Zahl von zehntausend überstiegen. Sie wurden sorgsam behütet, mußten helfen die Kolonnen schieben, wurden aber nicht losgelassen. Man kam jetzt an den wichtigen Bahnübergang, hinter dem vorläufig die Rettung lag. Exzellenz Litzmann befahl den Sturm auf diesen Bahnübergang, und es ging brillant vorwärts. Der Divisionskommandeur ging selbst zu Fuß mit. Alles schrie Hurra, auch die Herren vom Stabe. Die Russen wurden versprengt. Das Bahnwärterhäuschen war mit Verwundeten überfüllt, der Divisionsstab fand in einem Hühnerstall Unterkunft, der nicht einmal mannshoch war. Exzellenz Litzmann mußte auf Eierkörben Platz nehmen, und

um 7 1/2 Uhr wurde beim Schein einer Stearinkerze folgender klassische Divisionsbefehl gegeben:

1. Der Feind ist geschlagen.

2. Die Division formiert zwei Marschkolonnen und bricht nach Norden durch. Bagagen und Artillerie bleiben zurück.

3. Der Befehlsempfang findet nach Erstürmung von Brzezinny beim Divisionsstab auf dem Marktplatz statt, wie am 18. November.

Es war klar, daß die fechtende Truppe jetzt nur noch durch einen kräftigen Vorstoß nach Norden gerettet werden konnte. Aber was wird aus Artillerie und Bagage? Nach einer Stunde setzen sich vielleicht einundeinhalbes Regiment in Marsch, alles andere war bei dem Sturm im Walde versprengt und hatte den Befehl nicht erhalten. Fünfzig Meter hinter der Spitze reitet Exzellenz Litzmann, an ihn hängt sich die Kolonne. Es herrscht wieder schreckliches Wetter. Seit 1 Uhr morgens war man unterwegs, alle Offiziere ermutigten die Mannschaften, vorwärtszugehen und auszuhalten; die Anstrengungen waren wahrhaft übermenschlich. Man kam an das Dorf Galkow, wo die Russen, es waren Kirgisen, aus den Betten geholt und gefangengenommen wurden. So ging es in allen Dörfern, aus jedem Haus wurden 10 bis 12 schlafende Kirgisen geholt. Endlich hatte man die große Straße nach Brzezinny erreicht. Auf 5 km wurden die Regimenter zum Kampf entwickelt, jedes Regiment hatte höchstens 500 Mann, die anderen fehlten. Haltung und Stimmung waren tadellos. Man kommt an einen russischen Posten, von dem ein Mann mit dem Kolben niedergeschlagen, der andere gefangengenommen wird. Man dringt in die Stadt ein, es wird niedergemacht, was sich uns in den Weg stellt. Plötzlich erwachen die Russen; es fallen Schüsse, und nun entspinnt sich einer der schrecklichsten nächtlichen Straßenkämpfe, die jemals vorgekommen sind. Schließlich wurden die

Russen aus Brzezinny geworfen, die Division war gerettet — aus dem angeblichen preußischen Sedan war in der Tat eine russische Niederlage geworden; denn unsere Truppen waren mitten in die russische Stellung eingedrungen und hatten sie durchbrochen.

(„Nordd. Allgem. Zeitung.“)

Von der großen Winterschlacht an den masurischen Seen.

Aus dem Tagebuche eines Kriegsfreiwilligen.

1. Drei Tage durch russisches Seegebiet.

Montag, den 15. Februar 1915.

Die große Winterschlacht in Masuren war geschlagen. Rußlands stolze Heere flohen gen Osten. — Es war am 15. Februar, als wir nach 4 stündigem Marsch die russische Grenze morgens 9 Uhr erreichten. Eine kurze Rast wurde Pferden und Mannschaften gegönnt. Zum letzten Mal schweiften unsere Blicke westwärts ins Heimatland. Ein schriller Pfeifenton weckte uns aus unserem Träumen auf, und weiter ging es, hinein in die Totenstille des Zarenreiches. Vor uns dehnte sich, soweit das Auge sah, eine unendliche Schnee- und Eisfläche aus, von der sich am Horizont kaum der bleigraue Himmel abheben konnte. Schnee und nichts als Schnee. Kein Laut war vernehmbar, nur in der Ferne hörte man einen Hund anschlagen. Eine grausame Stille lag über dem ach so toten Land. — Schon seit unserem Aufbruch hatten wir noch auf deutschem Boden furchtbar mit den Wegeverhältnissen zu kämpfen gehabt. Jetzt, wo jegliche menschliche Kultur erstorben schien, kannte man geradezu überhaupt keine Wege mehr. In vielen Bogen und Schleifen wand sich ein wohl 30 Meter breiter befahrener Landstreifen bergan und

bergab. Rechts und links aber dehnten sich, in ungeahnter Fülle unter der Eisdecke verborgen, große und kleine Seen aus, von denen jeder etwas von seinem Naß in sumpfartiger Form dem Wege zukommen ließ. Zahlreiche tiefe Löcher und Mulden, meterhoch mit Schlamm und Schneewasser angefüllt, waren die Folge. Und nur leider in den wenigsten Fällen kam es vor, daß alle Fahrzeuge eine solche Unwegsamkeit ohne Aufenthalt überwanden. Fast immer fuhren sich teils infolge der Überanstrengung der Pferde, teils infolge Unaufmerksamkeit der Mannschaften mehrere, ja öfters die meisten Fahrzeuge fest. Schrill klangen dann die Kommandorufe unserer Vorgesetzten und das Fluchen der Mannschaften, vereinigt mit dem Peitschenknallen, durch die Einsamkeit. Langsam ging es vorwärts, fast alle 200 Meter mußten wir auf einer vom Winde schneefrei gefegten Stelle anhalten, um die zurückgebliebenen Fahrzeuge herankommen zu lassen. Kaum waren wir aber 100 Meter gefahren, da war die „Ziehharmonika" wieder fertig. In Abständen von 20, 30 Metern saßen die Fahrzeuge wieder fest. Es mochte schon spät am Nachmittag sein, als wir anhielten, um die Pferde, die uns scharenweise zusammenbrachen, aus schmutzigen Wasserlachen zu tränken. Dann ging es weiter, immer hastend, und doch so langsam — aber das Quartier war noch weit. Kamen wir heute überhaupt noch hin? Unaufhörlich wurden wir von vorn nach hinten gejagt, um die festgefahrenen Wagen zu bewegen. Abgestumpft, mechanisch hoben wir sie aus den Löchern, immer wieder, bis wir spät nachts, schon gegen Morgen hin, die Lichter von B. sahen. Es war ein langgestrecktes Dorf, unregelmäßig und weitläufig gebaut, das vor uns auf einem steil ansteigenden Hügel lag. Noch eine letzte Anstrengung für Pferde und Mannschaften, dann befanden wir uns zwischen den ersten Häusern. Ein eisigkalter Wind wehte jetzt und trug uns

das Stroh und Heu, das überall auf dem Wege herumlag, ins Gesicht. Als wir ankamen, mußte schon viel Militär in dem Dorfe liegen; denn überall sah man auf Leitern Soldaten, die Blendlaternen in der Hand, von den Heuböden und Scheunentennen herabklettern. In langen Reihen standen rechts und links von der Dorfstraße zahlreiche Kolonnen aufgefahren. Wir mußten noch weiter im Dorf. Endlich kam das heute so sehr ersehnte Halt. Die Pferde wurden abgespannt und in die Scheunen gebracht. Wir aber hockten bald durchfroren und durchnäßt um einen kleinen Herd herum, in dem wir sofort ein Feuer entzündeten. Es mochten wohl 30 bis 40 Mann sein, die hier in drei kleinen Räumen ihr Nachtlager bereiteten. Durch das Geräusch und den Lärm aufgeweckt, kamen die Bewohner, zwei Frauen, herunter, um sich die fremden Gesellen in ihrem Tun zu betrachten. Aber bald verschwanden sie mit der Mahnung, ja mit dem Feuer vorsichtig umzugehen. Vier- oder fünfmal wiederholten sie ihre Worte, dann warfen wir sie kurzerhand zur Tür hinaus, um ungestört mit dem Kochen zu beginnen. Kartoffeln waren bald gefunden, ebenso Holz, sodaß in kurzer Zeit in großen Pfannen die Erdäpfel brieten. Nur mit dem Wasser war es schlecht bestellt. Weit und breit war kein Brunnen zu finden, so daß wir Schnee schmelzen mußten, um uns eine Tasse duftenden Kaffees zu bereiten. So waren die 2 Stunden Ruhe bald vergangen unter der emsigen Kochtätigkeit. Um 5 Uhr morgens fuhren wir weiter, von den Bewohnern mit Flüchen begleitet. Weg und Landschaft war wie tags zuvor. Nur häufiger eine Reihe Häuser, aus denen zerlumpte und verschmutzte Leute uns neugierig nachsahen. So ging es den ganzen Tag wieder, jetzt oft kilometerweit durch Sumpf und Schneeschlamm. Wir fühlten schon längst nichts mehr; unsere Füße waren wund, als wir wieder lange nach Mitternacht uns um ein kleines Holz-

feuer scharten. Acht Kilometer hatten wir heute nur zurückgelegt und waren doch fast 24 Stunden unterwegs gewesen. Wir trösteten uns: morgen hatten wir nur noch wenige Kilometer durch das Seegebiet, dann sollten wir auf die Straße nach Suwalki gelangen. Was wohl dann kommen würde?

2. Von Suwalki nach Augustowo.

Mittwoch, d. 17. Febr. 1915.

Endlos dehnt sich die Schneefläche vor uns aus. Soweit man sieht, findet man kein Lebewesen, nur hin und wieder winkt uns ein verkrüppelter Baum mit seinem kahlen Gezweig, vom Winde bewegt, entgegen. Geradeaus aber zieht sich die Landstraße eintönig durch die Landschaft, rechts und links von Telephonleitungen begleitet, die häufig zerstört sind. Alles macht einen toten, abgestorbenen Eindruck. —

Wir mochten einige Stunden gefahren sein, immer von neuem die Wagen durch die unwegsamen Stellen schiebend, als wir in der Ferne seitwärts der Straße den ersten Hausgiebel hinter einem Hügel verstohlen hervorlugen sahen. Das Wasser stand schon in den Stiefeln; aber es half nichts, es mußte gehen. Ganz in der Ferne sahen wir einen russischen Bauer auf seinem niedrigen Schlitten quer über das Feld seinem Hause zujagen. Wieder mochten Stunden verronnen sein. Einzelne frisch aufgeworfene Gräber tauchten zu beiden Seiten des Weges auf. Tags zuvor mußte es hier zu Vorpostengefechten gekommen sein; denn zahlreiche Pferde lagen quer über den Weg in ihrem Blute. Nach und nach wurde die Gegend lebendig. Nun rückten die Häuser bis nahe an die Straße heran, und dort unten tauchte ein Dorf auf. Kreuz und quer fuhren jetzt die Schlitten über die Ebene, die die geflüchteten Bewohner ihren Wohnstätten wiederzutrugen. Hausgerät aller Art war da mit Betten und vollgestopften

Säcken unordentlich aufeinandergetürmt. Man merkte, wie auch schon früher in Ostpreußen, wie die Bewohner mehr Unnützes und Wertloses in der Eile mitgenommen hatten. Kühe und Rinder wurden von den Frauen, die in schrecklichem Zustand einherschritten, nachgeführt, während wieder andere, in einen Sack eingewickelt, ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen. Ein trauriger Anblick war es, wie die größeren Kinder, die schon lange müde und abgespannt waren, vorwärts gestoßen und getrieben wurden. Schweigend zogen wir an all' dem Jammer vorüber, mehr mit uns selbst beschäftigt, als auf die Leute achtend. Immer größer wurden diese Karawanen, die geradezu zigeunerhaft aussahen. Man merkte deutlich, wie man der Stadt näherkam. Über den Weg lagen jetzt zahlreiche Patronenstreifen und Tornister, die die Russen bei ihrem fluchtartigen Rückzuge zurückgelassen hatten. Der Weg bog um einen Hügel, und nun erblickten wir ganz in der Ferne die Stadt Suwalki. Gegen den dunklen Tannenwald hoben sich deutlich die Türme der drei großen Kirchen ab. Unter einer russischen Stadt hat man sich nichts Großartiges vorzustellen, und beim ersten Anblick wird man sehr enttäuscht. Glich doch diese Stadt von nahezu 30 000 Einwohnern einem unserer Dörfer von mittlerer Größe. Niedrige, meist nur einstöckige Häuser umrahmen die schlecht gepflasterten, sich stets rechtwinklig kreuzenden geraden Straßen. Bürgersteige gibt es selten, meist gar nicht. Oft tritt an ihre Stelle ein besonders mangelhaftes Pflaster. Zwischendurch hat man allerdings öfters mehrstöckige Häuser, besonders staatliche Bauten, die durch ihr plattes Dach etwas ans Südländische erinnern und durch die weitläufige Bauart der Straßen besonders imposant wirken. Wir hielten am Marktplatz. Es war ein riesig großer von herrlichen Bäumen und Anlagen umgebener Platz mit Musikpavillon. Am Ende des Platzes erhob sich die katholische

Kirche mit ihrem vorgebauten Säulengang, zu dem eine breit ausholende Freitreppe emporführte, und ihren beiden hohen Türmen. — Doch alle diese Schönheiten traten vorläufig bei uns zurück, machte sich doch der Hunger bei uns stark bemerkbar. So kann es nicht wundernehmen, daß wir wie elektrisiert waren, als sich wie ein Lauffeuer durch die Kolonnen die Nachricht von dem Vorhandensein von Fleischer- und Bäckerläden verbreitete. Wo ist der Laden? Wo ist die Straße? Wo kommt man am schnellsten hin? So wurden zahlreiche Fragen laut. Und schon war alles auseinandergestoben und auf der Suche. Bald war er gefunden, der Bäckerladen und der Fleischerladen. Im letzteren mochten wohl über 60 Soldaten stehen, die schreiend einer den anderen überbietend, ihre Ware forderten. Mit erstandenen Lebensmitteln schwer beladen, kehrten wir zum Markt zurück, verpackten unsere Sachen im Hinterwagen und schlenderten durch die Straßen, um überall neugierig uns umzuschauen. Wir betraten die Schule, deren Räume eben einem Infanterieregiment zum Nachtlager gedient haben mochten. Nun ging es in die Kirche. Eigentlich ist man enttäuscht beim Eintreten. Das Erhabene, wie es von außen in Erscheinung tritt, findet man in diesen Kirchen niemals. Durch Bilder, Stuckarbeiten und vor allen Dingen durch die furchtbare Goldmalerei wird das Einheitliche eines solchen Gebäudes zerstückelt. — Mit uns heraus aus der Kirche trat ein Leichenzug. Sehr bezeichnend für das religiöse Empfinden und Denken der russischen Polen ist ein Begräbnis. Das Feierliche verschwand in diesem Falle für uns vollständig. Voran zwei Bürger in ihrem Arbeitsanzug mit zwei schwarzen Fahnen, dahinter der Priester in dem bekannten, hier besonders schmutzigen Spitzenüberwurf. Dann folgte ein offener Rollwagen, von mehreren Bürgern gezogen und geschoben, auf dem die beiden Särge standen. Den

Schluß bildete eine unordentlich durcheinanderlaufende, laut schwatzende Menge, meist Frauen mit aufgeschlagenen Röcken, gerade als wenn sie von ihrer Arbeit auf kurze Zeit weggelaufen wären. Der Zug bog in eine Seitenstraße und entschwand unseren Blicken. Wir aber standen vor einem sogenannten Bazar, den wir bald betraten. Ei, da drin war ein Leben und Treiben! Alles lag durcheinander geworfen da, und wo noch Ordnung herrschte, wurde sie schnell beseitigt. Doch die Zeit mahnt zur Rückkehr, denn um 4 Uhr wollen wir ja schon weiterfahren nach Augustowo. Wir kommen gerade noch recht. Kurz nach 4 Uhr verlassen wir in südlicher Richtung die Stadt. Bald sind wir aus den Häuserreihen heraus und gelangen in das Kasernenviertel; denn hier liegen in Friedenszeiten mehrere Regimenter Infanterie und Artillerie, ist doch Suwalki die Hauptstadt des ersten Departements. Lang ziehen sich die Ställe und Wagenschuppen der Artilleriekaserne hin, die durch ihre weitläufige Bauart den Eindruck eines ganzen Stadtviertels macht. Ein Blick durch die Fenster genügt, um uns schnell vorübereilen zu lassen. Unter dem zermahlenen Stroh, in dem Brotreste und andere Überreste einer barbarischen Mahlzeit herumlagen, sah man Pferdeleichen liegen. Wahrscheinlich hatten diese Gebäude den Russen bei ihrer vorübergehenden Herrschaft in Suwalki als Pferdeställe gedient. Bei dem schnellen Rückzug, den sie im Februar antreten mußten, hatten sie dann tote oder kranke Pferde einfach zurückgelassen. Unsere Blicke wurden auf die auf der anderen Straßenseite stehende Kirche gezogen, ehemals wohl Garnisonkirche, jetzt Etappen- und Sammelpunkt für Gefangenentransporte. Ein schrecklicher Gegensatz zwischen den blinkenden, goldenen Kuppeln der drei großen Türme und dem Schmutz um und an der Kirche, der durch dieses Zigeunervolk angesammelt war. Man konnte Studien an den Russen machen, wie sie da zum Teil

auf den Treppenstufen hockten, zum Teil aus einem schmutzi gen Brunnen Wasser schöpften, während andere, wohl di meisten, mit ihren Kochgeschirren an die Einfriedigung ge lehnt, des Abendessens harrten. Die meisten der fremde Gesellen schienen keine Reue über ihre feige Gefangenschaf zu verspüren im Vorgefühl der kommenden besseren Tag in Döberitz zusammen mit dem Franzmann und Engländer, während andere traurig einherschritten und ihrer Famili gedenken mochten. Wieder andere aber zeigten ein stolzes Aussehen und hoben so wenigstens teilweise bei uns den Eindruck der „Innung“. Manch' eine Faust mag sich ihnen geballt haben, manch' Fluch über unsre Lippen hinübergeschallt sein; — dann waren wir vorüber. Bald schwanden die letzten Häuser und zwischen Feldern hindurch schlängelte sich die Straße dem Walde zu, der sie bald für lange Zeit aufnehmen sollte. Dort drüben am Waldesrand betteten sie unter hohem rauschenden Wipfel einen unserer tapferen Ulanen, der wohl tags zuvor, vielleicht auch früher, auf Patrouille den Tod gefunden hatte. Jetzt hatten sie den letzten Spaten Erde ins Grab geworfen, sie setzten dem Toten zu Häupten die Lanze, und durch das nächtliche Dunkel leuchtete das Weiß des Fähnchens darüber und der Wind flüsterte uns ins Ohr, daß auch hier ein Stück deutschen Wesens, Blutes und Mutes ruhe. Da nahm uns der Wald auf. Die Straße, die jetzt ziemlich breit wurde und stark gewölbt zu den Straßengräben abfiel, war rechts und links von schmaleren Fahrstraßen flankiert. Dann erst begannen die Tannen. Es war eine finstere Nacht, so daß man Himmel, Wald und Weg nur schwer unterscheiden konnte. Hätten wir die Unebenheit und Glätte des Weges erkennen können, wir hätten uns wohl manches Fehlfahren erspart. Heute konnte man nur die Berge und Täler, die durch das viele Fahren erzeugt waren, beim Auftreten fühlen. Mich aber, der ich mich frühmorgens

durch schlechten Stiefelsitz wund gelaufen, schmerzte jeder Schritt. Wir mochten nicht lange gefahren sein, als plötzlich angehalten wurde. Bald kam dann wieder das übliche Kommando: „Kanoniere vor!" und vorne angekommen, sahen wir die Bescherung. Durch unaufmerksames Fahren war der Wagen etwas von der Höhe der Straße nach links auf das Glatteis gekommen, und nun hing der Hinterwagen im Graben, während die Protze in der Fahrtrichtung stehen geblieben war. Alle Bemühungen, den Wagen herauszuschieben, waren fruchtlos, wir mußten abprotzen und die Munition herauspacken, um dann den Wagen auf die Straßenhöhe zu bringen. Es sollte mit anderen Wagen ähnlich gehen, und wenn man bedenkt, daß immer ein solcher Fall eine Viertelstunde Zeit in Anspruch nimmt, so kann man leicht verstehen, daß wir Tag und Nacht im Freien zugebracht haben, um nur das gesetzte Ziel zu erreichen. Zudem kam heute noch eine große Pferdeerschlaffung dazu, da ja die Tiere schon über 12 Stunden unterwegs waren nach einer nur zweistündigen Nachtruhe. Hätten wir im voraus gewußt, wie lange wir heute noch unterwegs sein sollten, so hätten wir jeden Mut und jede Hoffnung für diesmal verlieren können. Wir mochten Stunden gefahren sein, immer rechts und links die hohen rauschenden Tannen, die wenigstens Wind und Kälte etwas fern hielten, als wir ein Licht durch die Stämme blinken sahen. Wir glaubten schon, Augustowo erreicht zu haben, da wir ja über die Entfernung, die wir zurückgelegt hatten, bei einer solchen unterbrochenen Fahrerei vollständig im unklaren waren. Wir sollten uns getäuscht haben. Ein alleinstehendes Gebäude, wahrseinlich ein Forsthaus, war es, das mehrere trübe Lichtreflexe auf die eisige Straße durch die wenigen Fenster hinauswarf. Bald waren wir wieder im Dunkel wie vorher, Wald hinter uns, Wald vor uns, soweit das Auge in der Dunkelheit reichte, nur Stämme. Der Weg ging jetzt

abwärts, doppelte Obacht war nötig, um nicht die Wagen festfahren zu lassen. Da plötzlich wieder ein Halt. Eines unserer Pferde war gestürzt, um nicht wieder aufzustehen. Wir mußten es auf die Straßenseite schleifen, um weiterfahren zu können. Doch es war noch ein zweiter Grund zum Halten vorhanden. 200 m vor uns war eine Brücke gesprengt worden, so daß wir wohl oder übel nachts um 11 Uhr umkehren mußten. Denselben Weg machten wir zurück, dieselben Schwierigkeiten traten uns entgegen, wie wir sie vor wenigen Stunden überwunden hatten. Nachts um 1/2 5 Uhr fuhren wir wieder am Marktplatz in Suwalki auf, um bald darauf in die Quartiere zu ziehen. Lange noch hatten wir nach einem noch freien Hause gesucht, ehe wir müde und zerschlagen uns in einem kleinen Zimmer auf die Erde warfen. Bald darauf pennten wir. Mit dem Morgengrauen wurden wir schon wieder alarmiert. Um 1/2 10 Uhr ging es dann wieder dieselbe Straße hinaus, wie tags zuvor. Wir erreichten die Brücke, die inzwischen vom Brückentrain wiederhergestellt war und gelangten nachts um 3 Uhr nach vielen Mühseligkeiten an der Garnison vorbei nach Augustowo. Wie würde es hier aussehen?

3. In und um Augustowo.

Freitag, den 19. Februar 1915.

„Augustowo, Regierungsstadt des II. Departements". Von einer elektrischen Taschenlampe beleuchtet, hatte ich diese Worte tags zuvor beim Einmarsch in die Stadt gelesen. In einem Wohnhause am Ende des Ortes nach Rapgrod zu hatten wir die wenigen Stunden geschlafen, als wir morgens, nach Kaffeeempfang seit langer Zeit, um 9 Uhr abrückten. Bald bogen wir von der großen Straße nach links ab und über eine neu hergestellte Brücke gelangten wir wieder wie tags zuvor in den Wald, den berühmten Augustower Wald.

Hier hatte die Februarsonne ihr Werk noch nicht tun können. Die Straße selbst war rechts und links der Fahrrinne tief verschneit, und zwischen den Bäumen mochte der Schnee wohl über einen Meter hoch liegen; denn hier und da lugten die äußersten Spitzen des Unterholzes über die Schneedecke heraus. Wir hatten wieder stark gegen die Schneemassen beim Vorwärtskommen anzukämpfen, und dazu kamen noch die zahlreichen Leichen, die von dem Kampfe tags zuvor noch auf dem Weg lagen, und die wir alle erst in die Straßengräben tragen mußten. Es mußte ein furchtbarer Kampf gewesen sein, der diese zahlreichen Opfer gefordert hatte. Stellenweise lagen sie im Graben und im Wald zu Dutzenden. Die Russen, die durch die Schneemassen und den darunter liegenden sumpfigen Boden begünstigt, noch durch Drahtverhaue den Angriff bedeutend erschwerten, hatten unsere braven Infanteristen, die teilweise stecken geblieben waren, gut abknipsen können. Jetzt lagen sie da, Deutscher neben Russe in Frieden und hatten nicht mehr zu leiden. Das Gewehr im Anschlag, zum Schuß bereit, stak einer von der feindlichen Kugel getroffen zwischen den Baumgruppen aufgerichtet im tiefen Schnee. Wir fuhren weiter und weiter, und der Wald nahm kein Ende. Er schien sich schier bis ans Ende der Welt auszudehnen. Jetzt kamen wir wieder an einem Forsthaus vorbei; hier schienen sich die Russen verschanzt zu haben; denn hinter den zersprungenen Fensterscheiben waren Schränke und Betten als Schutz aufgetürmt. Traurig hingen die Fensterkreuze ganz verbogen heraus. Um das Häuschen aber entfaltete sich ein reges Leben. In den unteren, einigermaßen heil gebliebenen Räumen mochte eine Verbandstelle eingerichtet sein; denn überall aus dem Walde sah man Sanitäter mit ihren Bahren auf das Häuschen zuschreiten, vor dessen Tür sie ihre schwere Last niedersetzten. Immer wieder und immer wieder begegneten uns auf der

Weiterfahrt solche Züge von Schwerverwundeten, die hier den ersten Verband erhalten sollten. Nun lagen auch zahlreiche Munitions- und Bagagewagen an der Straßenseite, die teils wegen Rad-, teils wegen Achsenbruch hatten zurückgelassen werden müssen. Über den Weg lag auf großen Strecken Infanterie- und Artilleriemunition verstreut. Das Ganze ließ hier einen eiligen, fluchtartigen Rückzug erkennen. Die Straße stieg jetzt in mehreren Windungen steil an, und den hohen Wald auf eine Weile zurücklassend, führte sie über die Eisenbahn, die von Augustowo nach Nowy Dwor führt, um auf der anderen Seite bald wieder von den Tannen aufgenommen zu werden. Wir mochten wieder Stunden gefahren sein; die Februarsonne stand schon im Westen, als wir von der Chaussee abbogen. Nun kam das schönste. Ein Waldweg und zwar einer, wie er nur in Rußland existiert. Loch an Loch, manchmal so dicht beieinander, daß wohl oder übel die Fahrzeuge einige passieren mußten. Zudem förmlich unter Wasser gesetzt, glich der Weg einer ostpreußischen Seenplatte im kleinen. Überall ging es durch, durch dick und dünn. Abends um 8 Uhr gelangten wir nach dem Dorfe Lebedzin, in einer Waldlichtung gelegen, wohl 30 bis 40 Häuser im ganzen, wo wir übernachten sollten. Nachdem wir aus einem Wohnhaus unweit unseres Wagenparkes durch später einrückende Infanterie ausquartiert worden waren, bezogen wir in einer Scheune eines Gehöftes an dem gegenüberliegenden Waldessaum unsere Quartiere. Vielleicht haben wir hier besser und wärmer gelegen als am ersten Platze. Wenigstens hat es uns nicht gereut, hierhin gegangen zu sein. Erstens hielten sich hier nicht, wie es dort leicht der Fall hätte sein können, „Bienchen" auf, und dann lagen wir, wo 20 Pferde unter uns standen und über uns ein mit Heu gut abgedichtetes Dach sich wölbte, mollig warm. Am nächsten Morgen rückten wir nicht, wie angenommen, früh

wieder aus, sondern hatten einen Tag Ruhe zur Instand-
setzung der Truppe. Nun kam ich auch wieder in unser altes
Quartier, in dem unser Wachtlokal eingerichtet war. Da
sah es schön bunt aus. Natürlich waren die Räume, wie
das immer ist, wo Infanterie liegt, bis zum äußersten über-
füllt, so daß wir wie die Heringe in einem ganz erbärmlichen
Stroh lagen. Des anderen Tages ging es dann nach einer
beiderseitigen heftigen Kanonade zurück. Wir mit unseren
Feldkanonen und Feldhaubitzen schienen nichts ausrichten zu
können, so daß an unsere Stelle schwere Artillerie trat.
Die Russen waren furchtbar in der Enge. Im Rücken hatten
sie ausgedehnte Sümpfe, während sie von vorne und der
Seite durch unsere Stellungen umklammert waren. Mit ein-
brechender Dunkelheit fuhren wir denselben Weg, den wir
tags zuvor gekommen waren, wieder zurück. Nach 12stündiger
Fahrt kamen wir nachts um 4 Uhr in Augustowo an. Des
anderen Tages fuhren wir auf der Straße nach Rapgrod
hinaus bis Netta, am gleichnamigen Fluß gelegen. Das
Dorf zeichnet sich durch eine ungeheure Ausdehnung aus.
Wohl 2½ km im Tale aufwärts stehen die Häuser, die
wie immer weit auseinandergebaut waren. Eine Dorf-
straße gab es hier nicht, und es mußte jeder sehen,
wie er sich am besten mit seiner Truppe zwischen den Häusern
durchwand. Ganz unglaubliche Löcher und Absätze waren
hier zu finden. Wir mußten ziemlich weit ins Dorf hinein,
da bei unserer Ankunft schon unser ganzes Regiment nebst
2 Batterien schwerer Artillerie einquartiert waren. Bei einem
einzelnen Bauer fanden wir Quartier. Hier haben wir es
uns gemütlich gemacht und uns nach einem Hühneressen
abends niedergelegt. Am anderen Morgen mußte ich mich
leider wegen meines Fußes, der sich inzwischen mehr und
mehr verschlimmert hatte, krank melden und wurde vom
Stabsarzt ins Feldlazarett überwiesen. Nachmittags um

4 Uhr rückte unser Regiment ab, neuen Ereignissen und neuen Siegen entgegen. („Thüringer Hausfreund.")

Zweimal dem Tode entronnen.

Erlebnisse eines schlesischen Landwehrmannes in Russisch-Polen.

Als wir aus dem reizenden Städtchen Kreuzburg O.-S. ausrückten, wo wir so freundliche und gastfreie Aufnahme gefunden hatten, fuhren wir bis Lublinitz O.-S. Dort bezogen wir Quartier. Am anderen Morgen hatten wir gleich einen anstrengenden Marsch, wir mußten bis Czenstochau marschieren (etwa 35 km), und der ungewohnte Tornister drückte sehr schwer. Früh um ½7 Uhr überschritten wir bei Pr.-Herby die russische Grenze, und die russischen Grenzpfähle wurden mit drei kräftigen Hurras begrüßt. Am Nachmittag kamen wir in Czenstochau an und nahmen in dem ehrwürdigen und berühmten Kloster Quartier. Wir blieben drei Tage dort, und so hatte ich genügend Zeit, die kostbaren Schätze dieses selten schönen Klosters zu würdigen. Nachdem unsere Truppen einen Feldgottesdienst, der sehr feierlich war und zu Herzen ging, abgehalten hatten, ging es weiter in fröhlicher Stimmung hinein nach Rußland. Anfangs war die Bevölkerung sehr zuvorkommend, und wir hatten alle Tage Gänsebraten auf unserer Speisekarte. Wir zahlten für eine Gans 1,50 bis 1,75 ℳ; wenn auch die Gans nicht wie in Deutschland zubereitet war, da man selber Koch spielen mußte, so schmeckte es uns trotzdem vortrefflich. Die Juden in Rußland begrüßten uns stets als ihre Befreier. Ich lag ein einziges Mal bei einem russischen Juden im Quartier. Dort erhielt ich sogar ein Bett. Ich war überglücklich darüber, nach neun Tagen die Uniform vom Leibe zu bekommen, und streckte mich, von meinen Kameraden brennend beneidet, wohlbehaglich aus. Es dauert aber keine Stunde, so mußte ich

das Bett fluchtartig verlassen. Ich sage nur, die russischen Flöhe waren stark verhungert und überfielen mich mit einer seltenen Gier. Gegen diesen Feind war ich machtlos und mußte den Rückzug antreten. Ich lieferte jedoch, nachdem der erste Schrecken überwunden war, eine Schlacht, und 42 Stück blieben als Opfer auf der Strecke, nicht mitgerechnet, was geflüchtet war. Mir war nun die Lust, im Bett zu schlafen, gründlich vergangen, und ich habe seitdem nur in Scheunen übernachtet. Wenn es auch mitunter empfindlich kalt war, so hatte ich doch einigermaßen vor dem verhungerten Gesindel Ruhe. Je tiefer wir nach Rußland kamen, desto schlechter wurden die Wege und desto ärmlicher auch die Dörfer. An Quartiere war oft nicht zu denken; da mußten wir im Freien übernachten. Besonders fühlbar machte sich der Wassermangel. Reinliches Wasser gab es überhaupt nicht mehr, und wir mußten oft Wasser trinken, das in Deutschland nicht zum Waschen verwendet wird; auch wurde damit alles gekocht. Der Wassermangel wurde schließlich so empfindlich, daß wir uns eine Zeitlang (14 Tage) nicht waschen konnten. Auch die Kleider und die Stiefel haben wir 21 Tage nicht ausziehen können, da wir immer in Alarmbereitschaft waren. Wir glichen bald nicht mehr Soldaten, sondern sahen einer Räuberbande mehr ähnlich aus. Durch die schlechten Wege konnten unsere Verpflegungskolonnen uns nicht so schnell erreichen, und wir hatten oft tagelang kein Brot. Zu kaufen gab es überhaupt nichts mehr. Vom 20. August an hatten wir Fühlung mit dem Feind erhalten, der sich jedoch immer wieder zurückzog.

Kamen wir nun durch eine kleine Stadt oder ein Dorf, so hatten die Russen alle Lebensmittel weggenommen oder vernichtet, so daß wir auch mit ganz bedeutendem Preisaufschlag nichts kaufen konnten. Die Strapazen wurden immer größer, doch wurde alles mit Humor ertragen, und mancher

gute Witz und manches Scherzwort halfen uns über unsere Anstrengungen hinweg. Aber daß wir nichts zu rauchen hatten, war das Schlimmste. Nachdem wir bald 14 Tage den Tabaksgenuß entbehrt hatten, begegnete ich in einem kleinen Dorf (ich war mit noch zwölf Radfahrern als Patrouille und Sicherung vorausgefahren) einem russischen Juden, der eine Zigarette zum Munde führte. Wie ein Blitz war ich vom Rade runter und hin zu dem Mann. Nach langem Feilschen waren wir einig, und ich erhielt seine letzten fünf Zigaretten für 2 Mark ausgehändigt. Überglücklich kam ich zu den anderen Kameraden, die mich mit großer Begeisterung empfingen, und nun rauchten immer drei Mann eine Zigarette. Jeder tat ein paar Züge, dann war die Herrlichkeit vorbei. Der Jude hatte mir auch verraten, daß etwas weiter sich Kosaken aufhielten. Ich war Patrouillenführer, und so entschloß ich mich, die Kerle abzufangen. Mit einem Kameraden an der Spitze, die übrigen zehn Mann 300 Meter hinter uns, gingen wir vorsichtig vor, nachdem wir die Räder zurückgelassen hatten. Und richtig, in dem bezeichneten Gehöft befanden sich Kosaken, welche gerade essen wollten, was der Bauer für sie hatte liefern und zubereiten müssen. Die Kerle waren in voller Sicherheit; denn sie hatten die Waffe achtlos beiseite gelegt und keine Wache ausgestellt. Lange Zeit zum Überlegen hatten wir nicht. Mein Kamerad, ebenfalls ein Draufgänger, war sofort einverstanden, die Feinde anzugreifen, und wir beide, das Gewehr im Anschlag, liefen in das Gehöft. Die Gesichter zu sehen, war köstlich; die Kerle waren ganz plötzlich von uns überrascht worden und dachten an gar keine Gegenwehr. Nachdem wir einen Schuß abgefeuert hatten, waren gleich unsere Kameraden zur Stelle, und wir machten 36 Gefangene. Nun wurde das Essen, allerdings von uns, vertilgt, und dann ging es mit den ersten Gefangenen zu unserer Truppe zurück, die 5 km noch hinter uns lag.

Dort wurden wir mit großem Halloh empfangen, und ich als Patrouillenführer erhielt eine lobende Anerkennung.

Am 1. September hatten wir unser erstes Gefecht. Bei Kazanow sollten wir um 4.15 Uhr die Feuertaufe erhalten. Es war gegen 1 Uhr mittags, und unsere vielgeliebte Gulaschkanone sollte gerade in Tätigkeit treten, als plötzlich alarmiert wurde. Die Gulaschkanone klappte ihren Deckel zu, und fort ging es, dem Feind entgegen. Wie schon erwähnt, begrüßten uns um 4.15 Uhr die ersten russischen Granaten. Unser Bataillon schwärmte aus, da platzte eine Granate, und unser Hauptmann, dreimal schwer verwundet, mit noch zehn Kameraden stürzten zusammen. Die ersten Verluste von uns. Unsere Artillerie fuhr auf, und nach dem 12. Schuß hatte sie die feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht. Jetzt ging es im Sturm gegen den Feind, der fluchtartig seine Stellung verließ und zu laufen begann. Wir konnten doch noch 500 Gefangene machen und hatten auch eine große Kriegsbeute. Am anderen Morgen ging es in Eilmärschen weiter; es war die Meldung an unsere Division gekommen, daß die Österreicher schon mehrere Tage gegen eine bedeutende Übermacht im Feuer lägen. Bis 6. September wurde nun den ganzen Tag marschiert. Übermenschliche Anstrengungen wurden gemacht, doch jeder war frohen Mutes, und unsere brave schlesische Landwehr war vorzüglicher Laune. An demselben Tage stießen wir auf eine österreichische Trainkolonne, und der Jubel auf beiden Seiten war groß. Die Verbündeten kamen mit Brot und Zigaretten, was voller Dank entgegengenommen wurde, und nach kurzer Rast ging es weiter. Bald sollten wir auch Geschützdonner hören, ein Zeichen, daß wir uns der Schlachtlinie näherten. Wegen der Dunkelheit wurde Halt gemacht, und am 7. früh erreichten wir die Stellung der Österreicher, die schon neun Tage ununterbrochen im Schützengraben im Feuer lagen. Es war das 2. Wiener

Korps, das wir ablösten, alles Helden. Wir lagen nun drei Tage im feindlichen Feuer bei Tarnowka. Unser Hauptmann, Graf Carmer, übernahm das Kommando des ersten Zuges, und ich war als Entfernungsschätzer an seiner Seite. Der Graf, ein Junggeselle, der schon mehrere Feldzüge mitgemacht, war ein ordentlicher Draufgänger und gab das Kommando zum Stürmen der feindlichen Stellung. Unter dem Hagel der feindlichen Geschosse gingen wir vor, bis uns der Befehl von hinten erreichte, liegen zu bleiben. Mit unsern Spaten warfen wir uns Schützengräben zur Deckung vor feindlichen Granaten auf. Bald wurde unserer Oberleitung klar, daß Verrat eine große Rolle spielen müßte. Unsere Reserven lagen im Walde, nicht sichtbar für den Feind, doch kaum hatten dieselben es sich bequem gemacht, da wurden sie von feindlichen Granaten überschüttet. Es wurde nun eine starke Patrouille ausgesandt, und etwa 4 km hinter unserer Feuerlinie auf einem großen Rittergute wurde eine unterirdische Telefonleitung gefunden, die mit den Russen in Verbindung war. Jede Bewegung unserer Truppen wurde dann sofort von dem Besitzer gemeldet. Der Kerl wurde auf der Stelle erschossen und sein Gut angezündet und alles dem Erdboden gleich gemacht. Als die Leitung zerstört war, hörten auch bald die großen Verluste bei unseren Truppen auf.

Nachdem wir eingegraben waren, wurde uns auch die Parole ausgegeben. Es war bekannt geworden, daß mehrere russische Armeekorps auf Lemberg vorrückten, also in Galizien einmarschiert waren. Nun mußten die Österreicher den Rückzug antreten, um in Eilmärschen nach Lemberg zu gelangen, und dort den Feind aus dem eigenen Lande zu vertreiben. Unser Befehl lautete: bis 9. September mittags 2 Uhr auf alle Fälle den Feind aufzuhalten, damit die österreichischen Truppen mit ihrem ganzen Train sofort und unbehelligt zurück konnten. 1000 Meter lag der Feind vor

uns. Da wir die russische Infanterie nicht sehen konnten, hatte Schießen gar keinen Zweck, und so wurde am 7. September nicht ein Schuß von uns abgegeben. Die russischen Geschütze feuerten ununterbrochen etwa 300 Schuß in der Minute, und der Boden dröhnte wie bei einem Erdbeben vom Einschlagen der Granaten. Ich erwähnte schon, daß unser Zug ganz allein 300 Meter vorgeschoben lag, und wir hatten, da die Geschosse immer über uns hinweg gingen, gar keine Verluste zu verzeichnen. Die russische Infanterie schoß miserabel; nach einigen Stunden hatten wir uns an den Höllenlärm gewöhnt. Ein schaurig-schöner Anblick war es, wenn die russischen Granaten in der Luft platzten. Erst erschienen kleine weiße Wölkchen am Himmel, dann kamen die Geschosse auf die Erde. Der Feind schoß immer Salven, etwa 20 Schuß auf einmal, ab und diese schlugen dicht auf einem Fleck ein. Unsere Artillerie, um ihre Stellung nicht zu verraten, schwieg ganz, nachdem sie ihren Platz gewechselt hatte. So wurde also am 7. September auf unserer Seite weiter kein Schuß abgegeben. Endlich kam die Dunkelheit; da wurden wir durch einen lang ersehnten Besuch beehrt. Unsere Gulaschkanone kam angefahren und beglückte uns mit warmem Essen. Ausgehungert waren wir mächtig, da wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, und unser Küchenunteroffizier wurde auch von allen Seiten liebevoll begrüßt. Die Nacht brachten wir vorzüglich im Schützengraben zu, und jeder schlief den Schlaf des Gerechten, unbekümmert um den mächtigen Feind in unserer Nähe, außer den ausgestellten Wachen. Gegen 4 Uhr früh war leider der Schlaf beendet; denn das Konzert der feindlichen Geschütze setzte wieder ein. Der 8. September verlief bis gegen Nachmittag 4 Uhr ebenso ruhig. Da konnten wir die Beobachtung machen, daß bei dem Feinde eine große Unruhe einsetzte. Ein lebhaftes Auf und Ab in der feindlichen Stellung war bemerkbar, und bald wurden wir gewahr, daß

die Russen einen Sturmangriff gegen uns unternahmen. In sechs Schwarmlinien, dicht hintereinander, kamen sie auf uns zu, unterstützt von dem riesigen Geschützfeuer ihrer Artillerie. Da plötzlich fingen auch unsere Geschütze zu feuern an. Hut ab vor unserer Landwehrartillerie, sie schoß großartig, jede Granate war ein Treffer, und 50—60 Mann sanken hin. Das Gewehr fest im Anschlag, so lagen wir im Graben. Wir hatten uns gegenseitig unsere Adressen mitgeteilt, damit, im Falle, daß einer eine Kugel bekomme, die Lieben in der Heimat benachrichtigt werden könnten. Bis 400 Meter ließen wir den Feind heran, dann das markige Kommando unseres Grafen „Feuer", und ein gut gezieltes Schützenfeuer wurde eröffnet. Ich kann wohl behaupten, daß jeder Schuß sein Opfer fand. Der Feind kam im Vorgehen ins Stocken und schmiß sich hin. Jetzt, da unsere Stellung verraten war, wurden wir in mächtiges Feuer genommen. Da plötzlich lösten sich etwa 80 Gestalten von dem Feinde los, mit erhobenem Gewehr, Hurra und Gnade rufend, kommen sie auf unsere Stellung gelaufen. Es sind Überläufer, und wir stellen das Feuer ein. Doch kaum sind dieselben hinter unseren Schützengräben, da fangen sie an auf uns zu feuern. Deutsches Vertrauen ist wieder auf gemeine Art gemißbraucht worden. Ganz allein sind wir auf uns angewiesen und liegen zwischen zwei Feuern. Unser famoser Führer verliert die Ruhe nicht. Die Hälfte von uns, die wir noch am Leben sind, machen kehrt und feuern auf die gemeinen Hallunken hinter uns. Auch mit dem Bajonett wird der Angriff abgeschlagen. Einer nach dem andern der Feinde bricht zusammen, wir bekommen Luft. Wirksam werden wir auch von den Kameraden, die hinter uns in den Schützengräben liegen, unterstützt, und von denen, die uns so aus der Stellung treiben wollten, läuft nur noch einer zurück. Er entkam. Der Angriff war zurückgeschlagen. Hinter und vor uns ein Wall von Leichen

der Feinde, die uns auf solche Art überfallen hatten. In unserer Stellung hat diese Nacht wohl keiner ein Auge zugetan. Endlich ging auch die Nacht vorüber.

Gegen 4 Uhr früh fing das Feuer der feindlichen Geschütze wieder an, unsere vorgeschobene Stellung war entdeckt, und dicht vor und hinter uns schlagen die Granaten ein. Gegen 6 Uhr früh erfolgte der erste Sturmangriff der feindlichen Infanterie. Immer neue Kolonnen werden eingesetzt, und die Zahl der Feinde ist gar nicht zu übersehen. Von Pulver geschwärzt, das glühende Gewehr fest in der Hand und von Erde, welche die Granaten aufgeworfen, bald vollständig eingeschüttet, erwarten wir den Feind. Langsam, nicht wie die Preußen im Sturmschritt, geht er vor. Unsere Gewehre schweigen vorläufig. Da ein Kommando: Visier 400 Meter, Schützenfeuer. Jetzt wird es bei uns lebendig. Fest das Gewehr in die Schulter eingedrückt, fällt Schuß auf Schuß. Das Vorgehen der Feinde kommt ins Stocken, sie gehen zurück. Viermal wird der Angriff erneuert und viermal zurückgeschlagen. Früh beim Morgengrauen hatte der Küchenunteroffizier Brot und Kaffee in unserm Zuge verteilt. Da er ein guter Freund von mir ist und ich in seiner besonderen Gunst stehe, bekomme ich eine eiserne Portion extra von ihm. Es ist dies eine Kilobüchse Konservenfleisch. Ich wollte die Büchse öffnen und essen, doch unser holdes Gegenüber läßt mir keine Zeit dazu. Der Kampf wogt nun ununterbrochen weiter. Da sehen wir beim letzten Angriff, daß der Feind sich nicht mehr halten läßt. Beim letzten Angriff geht er ohne Zögern weiter vor, auch in den Stellungen hinter uns fällt kein Schuß mehr, und unsere Artillerie schweigt. Nanu, was ist los? Richtig, es ist der 9., mittags 2 Uhr. Unsere Kameraden hinter uns haben ihre Stellungen schon geräumt. Wir müssen den Befehl des Rückzuges überhört haben. Nun wird es auch für uns die höchste Zeit, die

Stellungen zu verlassen. „Drei Freiwillige zu mir", ruft unser Führer, und jeder, der rufen kann, meldet sich. Unser Graf muß sich die Freiwilligen aussuchen. Er wählt das Kleeblatt: einen Breslauer Architekten, einen Kaufmann und meine Wenigkeit, so benannt, weil wir immer zusammenhalten und treue Kameradschaft üben. Jetzt die anderen: Laufschritt marsch, marsch! nach dem schützenden Waldrand, der 500 Meter hinter uns liegt. Die Russen bis auf etwa 150 Meter vor uns. Nun wir zurück. Im Laufschritt geht es zum Walde, Granaten platzen, die Maschinengewehre knattern ununterbrochen; aber wir kommen alle, o Wunder Gottes, glücklich in den Wald. Doch dort ist der Feind, also schon abgeschnitten. „Hinlegen!" ruft der Graf, und wir feuern, der Graf mit seinem Gewehr tüchtig mit. Neun Feinde fallen, die anderen machen kehrt und wagen nicht, uns zu Gefangenen zu machen. Der Waldrand ist nicht breit, bloß etwa 400 Meter; wir laufen weiter zurück und kommen auf der anderen Seite des Waldes heraus. Der Graf drängt zum Weitergehen, die Russen sind hinter uns. Sie feuern, aber die Kerls sind zu feige, um aus dem Wald zu kommen. Ein letzter Blick auf meine toten Kameraden, und es geht weiter. Beim Laufen verspüre ich rasende Schmerzen im linken Oberschenkel. Doch die Zähne zusammengebissen, es muß gehen, nur nicht den Bestien in die Hände fallen. Der Graf stützt mich, und so geht es weiter zurück. Unsere Truppen sind schon 3 km weiter und wir ganz allein. Die feindlichen Geschütze feuern noch ununterbrochen, und vor und hinter uns schlagen noch die Granaten ein, aber keine trifft. Wir kommen an einem alleinstehenden brennenden Haus vorbei, die Rote-Kreuz-Fahne ist noch zu erkennen; wir hören ein Stöhnen und Jammern und laufen hin. Dicht vor unseren Augen bricht das Gebäude zusammen. Endlich erreichen wir einen Waldrand. Dort sammelt sich das Land-

wehr=Regiment 51. Wir kommen als letzte an. Unser Regi=
mentskommandeur formiert neu, und es werden aus dem
Regiment zwei Kompagnien gemacht. „Setzt die Gewehre
zusammen und hinlegen“, so ertönt das Kommando. Ich
greife in den Brotbeutel, doch was ist los? Meine Fleisch=
büchse ist bald ausgelaufen. Ich sehe nach; ein Granatsplitter
war durch den Brotbeutel und durch die Fleischbüchse ge=
gangen und in der Uniform stecken geblieben. Hätte ich
die Portion gegessen, wäre meine linke Hüfte weg und ich
in die Hände der Russen gefallen. Ich knie vor allen
Kameraden nieder und danke Gott für diese wunderbare
Rettung. Da wird mein Name gerufen. Der Oberst wünscht
mich zu sprechen, und ich bekomme Worte der Anerkennung
über mein kaltblütiges und tapferes Betragen zu hören und
werde zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Warum ich allein?
Meine treuen Freunde, die nun in Rußland, fern von der
Heimat, ein kühles Grab finden, haben es mehr verdient
als ich. Im ersten Augenblick ist meine Freude nicht so
groß darüber, doch dann kommt doch allmählich der Stolz,
daß ich der Ehre teilhaftig werde, Deutschlands schönsten
Orden, das schlichte Kreuz, zu erhalten. Mein treuer ver=
storbener Vater hat es sich 1870 erworben, 1813 mein Ur=
großvater, und ich werde auch würdig befunden, es tragen
zu dürfen.

Meine Wunde macht mir zu schaffen, und der Oberarzt
kommt mich verbinden. Die Hosen werden abgestreift, da
sehe ich eine mächtige Fleischwunde, doch der Knochen ist
nicht verletzt. Der Stiefel wird mir ausgezogen und das
Blut ausgeschüttet. Am linken Oberarm ist auch Blut, dort
sickert es langsam, und ich werde untersucht. Doch nichts
von Bedeutung, nur drei leichte Streifschüsse. Meine Helm=
spitze wackelt hin und her, auch sie hat eine Kugel be=
kommen und will sich von mir trennen. Mit anderen Ver=

wundeten werde ich verladen, und nachdem der Graf einen herzlichen Abschied von mir genommen hat, geht es zum Lazarett. Aber wir haben nicht umsonst geblutet, unser Zweck ist erreicht worden. Ein paar Tage später kommt auch der Dank Seiner Majestät und von Kaiser Franz Josef. Da vergißt man die Schmerzen, und ein Glücksbewußtsein zieht durch die Brust, daß man die Ehre hatte, die geliebte Heimat zu verteidigen. Wir werden nach Galizien gebracht in ein kleines Städtchen. Dort in dem Lazarett ist nicht mehr Platz für uns, und nun heißt es noch 30 km weiter bis zur nächsten Stadt Diesko; dort soll eine Kaserne als Lazarett eingerichtet und genügend Platz sein. Die ganze Nacht waren wir unterwegs, jetzt geht es weiter, und es ist wieder Nacht, als wir ankommen. Auf bloßem Boden ohne Decken liegen wir dort, dem empfindlichen Nachtfrost ohne jeden Schutz preisgegeben, und mancher Kamerad, der noch hätte gerettet werden können, stirbt an Entkräftung. Nur drei Schwestern und zwei Ärzte sind tätig; doch sie erfüllen ihre Pflicht im höchsten Grade und sind fortwährend die ganze Nacht tätig. Es ist 2 Uhr morgens, die Nacht so empfindlich kalt. Ich stehe, um mir nach Möglichkeit Bewegung zu machen, auf und humple umher. Ich komme über einen Platz, dort liegen gesondert einige Kranke. Ein österreichischer Kamerad ruft mich und bittet um Wasser. Die Feldflasche ist noch halb voll Wein. Ich gebe ihm zu trinken und nehme auch einen kräftigen Schluck. Da kommt ein Krankenträger und leuchtet mit einer Laterne ab. Er sieht mich stehen. Weg da Kamerad, so ruft er mir zu. Hier liegen Kranke, die die Ruhr haben, stecken Sie sich nicht an. Zu spät kam die Warnung. 24 Stunden später verspüre ich rasende Schmerzen. Wir werden weiter nach Galizien (Tarnow) ins Lazarett geschafft. Dort gibt es endlich ein Bett und gute Pflege. Bei mir setzt starkes Fieber ein und hält die ganze Nacht

in. Ein brennender Durst quält mich. Ich habe die Ruhr. Gegen Morgen läßt das Fieber etwas nach, und ich bin wieder vollkommen klar. Die Ärzte kommen und untersuchen jeden. Ich komme auf unsere Stube (wir liegen 15 Mann zusammen) zur Untersuchung. Da, einige leise Worte. Ein Geistlicher steht vor meinem Bett, er fragt mich nach meinen Lieben und betet mit mir und spricht Worte des Trostes. Nun wird es mir klar, ich bin schwer krank und wohl von den Ärzten aufgegeben. Nun heißt es also doch sterben, fern von der Heimat, fern von Weib und Kind, die ich nicht wiedersehen soll. Kaum ist der Geistliche fort, da werde ich aus dem Zimmer gebracht, für mich allein in eine Stube gebettet; und nun kann der Todeskampf eintreten. Ich bitte den Krankenwärter um Kakao. Mein Wunsch wird erfüllt, und da wird es mir bedeutend besser. Nachmittags kommt der Arzt und ist erfreut, daß es mir so gut geht. Die Gefahr scheint vorüber. Zum zweiten Male dem Tode entronnen! Weshalb habe ich so viel Gnade verdient? Ich danke Gott dafür.

Nachdem wir dort etwa zehn Tage zugebracht haben, werden wir Deutsche in einem mächtigen Lazarettzug nach der Heimat gebracht. Endlich die geliebte Heimat wiedersehen! Wir kommen in einen kleinen Ort, es ist eine Kolonie mit lauter Grubenbeamten. Hier ist die neuerbaute Schule als Lazarett eingerichtet. Hier werden wir liebevoll empfangen. Deutsche Ordnung und Reinlichkeit und eine vorzügliche Pflege haben wir. Wie wohltuend wirkt dies auf mich. Nach einigen Tagen kann ich schon aufstehen, doch bin ich noch riesig schwach, und erst allmählich fange ich wieder zu laufen an. Ich sehe einen Spiegel und schaue hinein, erschrocken pralle ich zurück. Erst jetzt sehe ich, wie furchtbar mich die Krankheit gepackt hat. Jetzt geht aber meine Genesung mit Riesenschritten vorwärts. Mein Stabsarzt, ein

reizender Mensch, behauptet sogar, ich hätte eine Pferdenatur. In etwa 8—10 Tagen werde ich wohl wieder so weit sein, um nach der Front zu können. („Tägliche Rundschau.")

Über den Untergang der russischen X. Armee.*

Am 21. Februar hatten die Reste der X. Armee im Augustower Forst die Waffen gestreckt, nachdem alle Versuche des russischen Armeeführers, Generals Sievers, mit den ihm verbliebenen über den Bobr und nach Grodno entkommenen Armeeteilen die eingekesselten vier Divisionen herauszuhauen, unter schwersten Verlusten gescheitert waren. Der Wald von Augustow barg nun eine ungeheure Beute. Sie zu bergen war keine Kleinigkeit, da die deutsche Truppe auch in den auf die Kapitulation folgenden Tagen eine Anzahl russischer Angriffe abzuwehren hatte, die von frischen feindlichen Truppen aus der Festung Grodno heraus und über den Bobr hinweg geführt wurden. Trotzdem trafen schon vom 23. Februar ab die ersten erbeuteten Geschütze in Suwalki und Augustow ein, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrte, so daß hier große Parks von je 80 bis 100 Geschützen jeden Kalibers entstanden. Längere Zeit beanspruchte die Bergung der übrigen Beute. Da lagen ungeheure Mengen in dem Waldgebiete östlich von Augustow bis hinauf nach Makakze. Auf der großen Straße nach Grodno zwischen Augustow und Lipszk waren allein etwa 50 vollgefüllte russische Munitionswagen stehen geblieben. Auch der Weg über Czarnybrod—Rudafka—Supotzkin zeigte auf Schritt und Tritt die Spuren des russischen Rückzuges. Nahe diesen beiden Straßen begegnet man im Forste überall flüchtig aufgeworfenen russischen Schützengräben und Schützenlöchern sowie notdürftig errichteten Erdhütten oder Erdlöchern. Schier

* Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Büro am 7. März 1915.

unermeßlich wurde die Beute in dem Grodno zu gelegenen östlichen Teil des Augustower Forstes, wo die eingekesselten 4 Divisionen die letzten Tage zugebracht und wo sie schließlich auch kapituliert haben. Bei dem Vorwerke Ljubinowo zählte man allein 100 Kriegsfahrzeuge aller Art. Losgerissene Artillerie- und Bagagepferde umschwärmten zu Dutzenden das Vorwerk, viele davon trugen noch ihre ganzen Geschirre, andere hatten sich dieser schon entledigt. Ähnliche Bilder waren bei den Dörfern Markowitz und Bogatyri zu beobachten. Bei Wolkusch betrug die Zahl der liegengebliebenen Munitionswagen und Fahrzeuge der Gefechtsbagage mehrere hundert. Ganze Stapel russischer Gewehre waren hier aufgeschichtet, daneben lagen Fernsprechgerät und Geschirre in großer Zahl. Am größten aber war das Bild der Zerstörung in dem Waldgelände zwischen Gut Wolkusch und Vorwerk Mlyneck. Hier lagen ganze russische Bagagekolonnen, die vom deutschen Artilleriefeuer niedergemacht worden waren. Bei Vorwerk Mlyneck erlitt eine anscheinend im Übergang über den Wolkuschbach begriffene Munitionskolonne ein gleiches Schicksal. Die gefüllten Munitionswagen lagen hier teilweise umgestürzt rechts und links des Weges beiderseits des Baches. Einige Fahrzeuge wurden von den durchgehenden Pferden bis ans Wasser gezogen und kippten hier um. In dem tiefen Mühlenschacht hingen zwei Pferde, die in ihrer Verzweiflung hineingesprungen und hinuntergestürzt waren, da sie anscheinend die Brücke selbst versperrt vorgefunden hatten. Bei Bartnicki und Starashinzy findet man die Spuren des letzten russischen Widerstandes in Gestalt von Schützengräben und Erdlöchern. Von hier aus machten die Russen die letzten Versuche, den eisernen deutschen Ring zu durchbrechen. Auf der Wegstrecke zwischen Mlyneck und Bartnicki lagen Hunderte schwerer russischer Granaten,

die hier von den Kanonieren entweder fortgeworfen ode bei der Kapitulation liegengeblieben waren.

Von nicht unerheblichem Interesse ist eine Reihe russische Befehle, die in den Befehls- und Telegraphenbüchern de Bagagen der höheren Stäbe gefunden wurden. Wir gebe den Wortlaut von einigen dieser Befehle hier wieder. Da Oberkommando der russischen X. Armee erläßt am 5. De zember den folgenden Befehl: „Der Oberbefehlshaber ha pünktliche Befolgung des Befehls der Obersten Heeresleitun angeordnet, wonach beim Angriff alle männlichen Landes einwohner im arbeitsfähigen Alter vom zehnten Lebensjahr ab vor sich herzutreiben sind“.

Befehl vom 5. Dezember: „Der Oberbefehlshaber de Nordwestfront teilt telegraphisch mit, daß bei ihm täglic Klagen der Landeseinwohner über Plünderung einlaufen Es sollen dagegen die schärfsten Maßnahmen ergriffen wer den. Es sind Fälle vorgekommen, daß feindliche Trupper unsere Dörfer durchzogen und diese völlig unberührt ließen während unsere eigenen Truppen diese Dörfer hinterher aus geplündert haben. Es ist sehr bedauerlich daß solche Fälle in unserer Armee vorkommen“.

Befehl vom 7. Februar: „Der Höchstkommandierend hat befohlen, auf die sich häufenden Fälle des Fehlens jeder Verbindung längs der Front und bei den hintereinanderliegenden Truppenteilen hinzuweisen. In dieser Hinsicht ist die Nachlässigkeit so weit gegangen, daß letzthin zwei zum Angriff angesetzte Truppenteile statt gegen den Feind gegeneinander selbst vorgegangen sind und sich im Feuergefecht Verluste zufügten, wobei sie erst auf Entfernung eines Bajonettangriffs halt machten“.

Befehl vom 9. Februar (Rückzugsbefehl): „Geschütze, die nicht mitgenommen werden können, sind zu vergraben, Verschlüsse und Aufsätze sind herauszunehmen und wenn mög-

sich, in den nächsten See zu versenken. Die Geschosse sind mitzuführen, und wenn dies unausführbar, zu versenken". (Nach Gefangenenaussagen wurden in Ostpreußen schwere Geschütze vergraben und die betreffende Stelle mit einem Holzkreuz versehen, um ein Russengrab vorzutäuschen.)

Der Chef der Gendarmerie des Kreises Suwalki ordnete an: „In letzter Zeit beginnen Briefe unserer Kriegsgefangenen einzutreffen. Es ist aufgefallen, daß Briefschreiber, um ihre Briefe schneller zum Ziele gelangen zu lassen, zu der List greifen, das Leben der Gefangenen in günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Die unintelligenten Empfänger dieser Briefe können sich hierdurch eine verkehrte Vorstellung der, wie bekannt, sehr schweren Lebensbedingungen unserer in feindlicher Gefangenschaft befindlichen Soldaten machen und auf diese Weise eine verführerische Wirkung auf unsere Truppen ausüben. Die Verbreitung solcher der Wahrheit nicht entsprechenden Mitteilungen bei den Truppen und Dienstpflichtigen erscheint unerwünscht".

Dieselbe Stelle erließ am 29. Januar folgende als ganz geheim bezeichnete Weisung über die Behandlung deutscher kriegsgefangener Offiziere: „Nach Mitteilungen, die dem Stab des Dünaburger Militärbezirks zugegangen sind, sind in letzter Zeit wieder Fälle beobachtet worden, in denen Kriegsgefangenen, besonders Offizieren, zu weit gehende Aufmerksamkeiten und Vergünstigungen zuteil wurden. Der Oberkommandierende des Bezirks befiehlt daher die strengste Befolgung folgender Vorschriften: 1. Kriegsgefangene Offiziere sind im Wagen dritter Klasse, aber getrennt von den Mannschaften, zu befördern. Sie dürfen ihre Burschen nicht bei sich behalten; diese sind vielmehr mit den übrigen Mannschaften zu befördern. 2. Als Offiziersquartiere sind die gleichen wie für Mannschaften auszusuchen, aber getrennt von diesen. 3. Die Offiziere erhalten dasselbe Essen wie

die Mannschaften. Besondere Begünstigungen sind durchau
unstatthaft.

Die Kämpfe um Praszznysz.

Nach der bewundernswerten Eroberung des zu einen
starken Stützpunkte ausgebauten Ortes Praszznysz durch eine
unserer Korps, das aus östlicher Richtung vorging, wurd
die Lage hier insofern einen Tag kritisch, als drei russisch
Armeekorps den deutschen Flügel von Osten, Südosten un
Süden her angriffen und das siegreiche Korps veranlaßten
in einer Rückwärtsschwenkung Front gegen diese Übermach
zu machen. Hierbei wurden Teile des Korps scharf ange
faßt, auch konnte eine größere Zahl von Verwundeten, di
in benachbarten Dörfern untergebracht waren, nicht recht
zeitig zurückgeschafft werden. Die Russen waren nicht im
stande, den geordneten Verlauf der Rückwärtsschwenkung zu
stören, und verloren die Fühlung mit dem deutschen Korps
Daraus geht hervor, daß sie bei ihren Angriffen stark ge
litten haben.

Inzwischen ist die Lage nach dem Eintreffen deutsche
Verstärkungen wiederhergestellt.

Der ganz bedeutungslose russische Erfolg hält mit dem
ihm voraufgegangenen deutschen Sturm auf Praszznysz, wo
wir über 10 000 Gefangene und reiche Kriegsbeute machten
keinen Vergleich aus. Wenn die Russen sich gleichwohl be
mühen, ihn durch ebenso lange wie unglaubwürdige Berichte
zu einer beachtenswerten Waffentat aufzubauschen, so spricht
daraus nur das vergebliche Streben, die allgemeine Aufmerk
samkeit von der vernichtenden Niederlage ihrer 10. Armee
in der Winterschlacht in Masuren abzulenken.

Der Rückzug der neuen russischen X. Armee.*)

Nach dem Zusammenbruch der russischen X. Armee in der Winterschlacht von Masuren und der Kapitulation im Forst von Augustow sammelten sich die Reste des russischen III. Korps unter den Befestigungen von Olita, jene des XXVI. und III. sibirischen Korps waren auf die Festung Grodno und hinter die Bobrlinie zurückgegangen. Der Armeeführer, General Sievers, sein Generalstabschef, sowie der kommandierende General des III. Armeekorps wurden abgesetzt, drei neue Armeekorps (II., XIII. und XV.) nach Grodno herangezogen und die gelichteten Reihen der übrigen Korps mit Rekruten aufgefüllt. So entstand neuerdings eine russische X. Armee, die Ende Februar vergebliche Anstrengungen machte, die deutschen Truppen, die bis an die Bobr-Linie und bis dicht an die Festung Grodno vorgerückt waren, zu vertreiben.

Bei diesen Angriffen erlitten die Truppen des bei Tannenberg vernichteten, inzwischen neuaufgefüllten XV. Armeekorps, die in unbeholfenen dicken Angriffskolonnen vorgingen, die schwersten Verluste. Es lag nicht in der Absicht der deutschen Führung, dicht vor der mit Beton ausgebauten Bobr-Linie und den Forts von Grodno sich festzulegen und eine Aufstellung beizubehalten, die dem Feinde eine offene linke Flanke bot. Es war vielmehr in Aussicht genommen, sobald wie irgend möglich die Operationsfreiheit wieder zu gewinnen. Vorher galt es jedoch noch, die ungeheure Beute zu bergen, die allenthalben in dem Forst von Augustow zerstreut lag. Sobald diese Arbeiten einigermaßen beendet waren, leiteten die deutschen Truppen jene Bewegungen ein, die zu der beabsichtigten neuen Gruppierung führten.

* Veröffentlicht am 14. März 1915.

Der rechte Flügel nahm in der Gegend von Augustow inzwischen vorbereitete Stellungen ein, andere Kräfte wurden an geeigneten Punkten versammelt. Planmäßig wurden zunächst alle deutschen Verwundeten, einschließlich der Schwerverwundeten, zurückgeschafft, auch wurden Kolonnen und Trains, sowie Fahrzeuge aller Art usw. so rechtzeitig zurückgesandt, daß sich der Rückmarsch der Truppen trotz vereister Wege glatt vollzog. Dem Feinde blieben die deutschen Bewegungen völlig verborgen, ja er belegte am Vormittag des auf unseren Abzug folgenden Tages die ehemaligen deutschen Stellungen mit Artilleriefeuer genau wie an den früheren Tagen. Die deutschen Truppen hatten die geplanten Aufstellungen bereits eingenommen, als der russische Armeeführer, wie aus Aussagen gefangener Stabsoffiziere hervorgeht, einen Sieg atmenden Befehl erließ, in dem von großen Erfolgen auf der ganzen Linie die Rede war und durch den die Unterführer zu den „energischen Verfolgungsoperationen" bis in den „Rücken des Feindes", den man bei Kalwarja anzunehmen schien, angespornt wurden.

In großer räumlicher Trennung setzten sich das III. russische Armeekorps von Simno auf Lozdsieje, das II. Armeekorps von Grodno über Kopiowo-Sejny auf Krasnopol in Bewegung, die übrigen russischen Korps gingen durch den Forst von Augustow vor, stießen hier sehr bald auf starken deutschen Widerstand, den zu brechen den Russen nicht gelang, obwohl sie mit zwei- und dreifacher Überlegenheit mehrere Tage hintereinander die deutschen Stellungen angriffen.

Am 9. März begann die deutsche Offensive gegen das auf dem russischen rechten Flügel vorgehende III. Armeekorps. Als dieses sich plötzlich bei Lozdsieje und Swiento-Jezitory von Norden her in der Flanke bedroht und umfaßt sah, trat es eiligst den Rückzug in östlicher und südöstlicher

Richtung an, mehrere hundert Gefangene und einige Maschinengewehre in unserer Hand lassend. Durch diesen Rückzug gab der russische Führer die Flanke des benachbarten II. Armeekorps frei, dessen Kolonnen am 9. März, wie unsere wackeren Flieger meldeten, Berzniki und Giby erreicht hatten. Gegen dieses Armeekorps richtete sich jetzt die Fortsetzung der deutschen Offensive. Diese durchzuführen war wahrhaftig keine Kleinigkeit; denn es herrschten 11 und mehr Grad Kälte, und die Wege waren so glatt, daß Dutzende von Pferden aus Erschöpfung umfielen und die Infanterie nur 2 bis 3 km in der Stunde zurückzulegen vermochte. Am 9. und 10. März kam es bei Sejny und Berzniki zum Kampfe gegen den überraschten Gegner, dessen Vorhut sich bereits zum Angriff in westlicher Richtung bei Krasnopol entwickelt hatte und der sich jetzt gezwungen sah, nach Norden Front zu machen. Sejny und Berzniki wurden noch in der Nacht vom 9. zum 10. erstürmt, bei Berzniki zwei ganz junge Regimenter völlig aufgerieben, die beiden Regimentskommandeure gefangen genommen. Der russische Armeeführer, der wohl eine Wiederholung der Umfassungsschlacht von Masuren kommen sah, gab am 10. März, die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, seiner gesamten Armee den Befehl zum Rückzuge. Bald konnten unsere Flieger die langen Marschkolonnen des Feindes wahrnehmen, die sich auf der ganzen Linie von Giby bis Sztabia durch den Forst von Augustow in vollem Rückzuge auf Grodno, befanden. Am 11. März besetzten unsere Truppen in der Verfolgungshandlung Makarze, Froncki und Giby, eine deutsche Kavallerie-Division nahm noch in der Nacht Kopciowo im Sturm, sie zählte dort allein 300 tote Russen und über 5000 Gefangene; 12 Maschinengewehre und 3 Geschütze blieben in unserer Hand. Größere ernstliche Kämpfe hatten nicht stattgefunden. Allein die Drohung mit einer kräftigen deutschen

Umfassung hatte genügt, um nicht nur den bedrohten Flügel, sondern eine ganze feindliche Armee, die sich auf einer Frontbreite von nicht weniger als 50 km zum Angriff aufgebaut hatte, zum schleunigsten Rückzuge zu veranlassen.

Die Tragweite einer derartigen Bewegung, ihre moralische Wirkung und die Einbuße an liegen gebliebenem Material aller Art, das nun zum zweiten Male den weiten Augustower Forst erfüllt, läßt sich zurzeit nicht übersehen.

Eine Sprengpatrouille in Polen.

Auf unserem Vormarsch gegen Warschau hatte der Generalfeldmarschall von Hindenburg den Befehl gegeben, die Bahnlinie Lodz—Warschau nachhaltig zu zerstören, und zwar wurde der Führer eines sächsischen Reiterregiments beauftragt, diesen Befehl mit einer gemischten Abteilung von Kavallerie, Artillerie, Jägern zu Fuß und Pionieren auszuführen. Wir lagen ungefähr 50 km von der Brücke entfernt, die zerstört werden sollte. Da dies voraussichtlich keine ganz leichte Aufgabe für unsere Pioniere sein würde, beschloß der Führer, nach rechts und links Seitenpatrouillen zu entsenden, die ihrerseits die Bahnstrecke durch Sprengung sperren sollten, um dadurch die Pioniere vor unliebsamen Störungen durch Panzerzüge des Gegners oder dergleichen bei ihrer Arbeit zu schützen. Mir wurde der Befehl gegeben, mit einem Unteroffizier und zwölf Mann die linke — westliche — Patrouille zu übernehmen; die Stelle, an der ich die Strecke sprengen sollte, war genau bestimmt, und zwar war es nach der Karte ein Wasserdurchlaß durch einen hohen Bahndamm, der deshalb gewählt worden war, weil seine Wiederherstellung durch die Russen vermutlich mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein mußte.

Vierzehn Mann hoch ritten wir also in der Frühe des 2. Oktober um 5 Uhr los; es war noch stockdunkel, und Sturm und Regen versprachen uns eine recht feuchte Unternehmung, die immerhin zwei Tage beanspruchen würde. Anfangs war der Weg nicht leicht zu finden, und nur der Kompaß half uns durch ödes Heideland und sumpfige Wiesen die große Straße zu erreichen, die von Süden her nach Lodz führt. Langsam graute der Morgen, und an den erstaunten Gesichtern der Landesbewohner konnte man bemerken, daß wir wohl die ersten deutschen Soldaten waren, die sie zu Gesichte bekamen. Wir frugen die Leute, besonders die zahlreichen Juden, die fast alle Deutsch verstehen, nach dem Feinde aus, konnten aber nicht viel erfahren; mehrere Kilometer ritt ich mit meinen Leuten gedeckt im Walde, immer in gleicher Höhe mit der Kunststraße, die ich möglichst meiden wollte; aber endlich hörte der Wald auf, und es begann eine Art Villenvorstadt mit Gärten und Zäunen, so daß ich gezwungen war, auf die Straße zu reiten. Kaum waren die drei Leute, die ich als Spitze reiten ließ, auf die Straße gekommen, als sie auch schon mit der Meldung zurückkamen, daß zwischen der Häuserreihe auf der Straße eine halbe Schwadron feindlicher Reiter stehe, die sich mit den Ortsbewohnern unterhalte. Da die Entfernung nur 200 Schritt betragen sollte und ich annehmen mußte, daß die Reiter auf mich zukommen würden, ließ ich sofort absitzen, die Pferde durch zwei Mann halten und schlich mich, gedeckt durch Hecken und Zäune, an die Landstraße heran. Als wir die Nasen heraussteckten, sahen wir die russischen Dragoner — als solche konnte ich sie genau ansprechen — auf höchstens 250 m ganz friedlich zu zwei und zwei in Richtung auf Lodz abreiten. Es waren nur etwa 30 Mann und eine Salve unsererseits, direkt von hinten abgegeben, wäre für sie wohl recht verhängnisvoll gewesen; aber ich

durfte mich um keinen Preis unnötigerweise verraten, wollte ich Aussicht haben, meinen Auftrag zu erfüllen. So ließ ich also die Dragoner unbehelligt ziehen und ritt selbst mit meiner Patrouille eine Viertelstunde hinter den Russen her, ohne sie wieder zu Gesicht zu bekommen, was mir in diesem Falle sehr erwünscht war. Bei der ersten Gelegenheit bog ich aber doch von der großen Straße ab, um Lodz links liegen zu lassen, und ritt mit möglichster Ausnützung des Geländes immer weiter nach Norden; nur einmal sah ich auf einige hundert Meter noch eine feindliche Patrouille, konnte aber noch rasch und von den Russen unbemerkt in Deckung gehen. Von Zeit zu Zeit kamen starke Regen- und Hagelschauer, dazu heulte der Sturm; von sandigen Höhen aus sah ich Lodz liegen in Dunst gehüllt und von einem wahren Wald von Schornsteinen überragt. Ab und zu kam ich an Dörfer heran, deren Bewohner oft ausnahmslos Deutsche waren. Diese deutschen Ansiedlungen sind meist an der Sauberkeit der Häuser, wie deren Bewohner schon von weitem von den polnischen Dörfern zu unterscheiden. Das Gelände wurde welliger, und einzelne Gehöfte lagen verstreut umher; wir kamen sprungweise vorwärts, denn hier war Vorsicht geboten.

Da plötzlich sehen wir, als wir gerade an so ein einsames Gehöft kommen, auf ungefähr 1400 m vor uns die Kunststraße laufen, die von Lodz über Lowicz nach Warschau führt, und auf derselben marschiert — wie eine ungeheure Raupe — russische Kavallerie mit Bagagen. Der Anfang ist bereits hinter einer Höhe verschwunden, und das Ende dieser langen Kolonne steckte noch hinter dem großen Wald, der sich links von uns bis an die Landstraße dehnt. Weit im Hintergrund fuhr ein Zug — und zwar auf dem Bahndamm, den ich sprengen sollte und der ungefähr in gleicher Richtung wie die Straße lief. Ich schrieb nun eine Meldung

und schickte zwei meiner Leute zurück, nachdem ich sie genau unterrichtet hatte, wie sie reiten sollten und wo sie den Führer der Abteilung treffen würden. Wenn alles klappte, mußte diese russische Kavalleriedivision, die da sorglos abzog, unbedingt unserer Abteilung in die Finger laufen, und sie hätte ganz wahrscheinlich durch einen überraschenden Feuerüberfall sehr empfindliche Verluste gehabt. Leider kam aber meine Meldung nie an, weil die beiden Leute, wie sich später durch Aussage von Ortseinwohnern herausstellte, von Kosaken abgefangen wurden. Nebenbei will ich hier nur bemerken, daß unsere Abteilung später auf den Schluß der von mir gemeldeten Kolonnen, die ja auch ihren Weg kreuzten, stieß und wenigstens die Bagagen noch unter ein sehr wirksames Feuer nehmen konnte.

Zwischen uns und der Straße lagen noch einige verstreute Hütten, und da einzelne feindliche Reiter, wie ich merkte, anfingen, diese mit ihren Besuchen zu beehren, indem sie von der Straße abbogen und im Gelände herumschweiften, mußte ich auch trachten, unbemerkt von meinem Gehöft zu verschwinden. Denn wenn es einzelnen Kerls einfiel, ihre Streifzüge mal bis zu mir zu erstrecken, wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als sie abzuschießen, und durch diese Knallerei hätte ich die ganze Gesellschaft, die von derartiger Nähe einer deutschen Patrouille ja keine Ahnung haben konnte, rettungslos aufmerksam gemacht. Aber wie über das freie Feld unbemerkt bis an den etwa 800 m entfernten Wald kommen? Es kam mir ein rettender Gedanke: eine riesige schwarze Wolke verkündete einen bevorstehenden starken Regen und Hagelschauer. Ich befahl also: Lanzenflaggen abmachen, Lanzen wagerecht tragen, Helme in die Hand nehmen, die Leute in der Mitte gebückt gehen und die Pferde alle auf einen Klumpen zusammennehmen, und nun in Gottes Namen, als die ersten Graupeln fielen,

angeführt. Es war ein Wetter, bei dem niemand gern di Augen aufmacht, und die Russen mußten, wenn sie un überhaupt bemerkten, in uns eher eine friedlich ziehend kleine Kuhherde als eine deutsche Patrouille vermuten. S kamen wir richtig bis an den Wald, ohne die Neugierde de Feindes zu erwecken; hier ließ ich die zwölf Pferde, di ich noch hatte, in einer tiefen Mulde stehen, da ich di armen Tiere nicht in den bürstendichten und triefend nasse Wald ohne Not ziehen wollte; es war ein schwach bestandene Kiefernbestand mit ganz dichtem Eichenunterwuchs. Von de Straße konnte natürlich niemand diese Mulde einsehen; zu beiden Seiten stellte ich auf die Höhe an den Waldrand je einen Posten auf und schlich nun selbst mit nur einem Mann am Rande des Waldes hin, näher der großen Straße zu, um besser beobachten zu können. Etwa hundert Schritt seitwärts vom Wald lagen in einer kleinen Mulde einige Häuser, von den Pferden gut 300 m entfernt. Vorsichtig näherten wir uns nun, immer im Walde gedeckt, der Chaussee bis in die Höhe der Häuser, setzten uns dann auf einer der höchsten Kuppen am Waldrand nieder und beobachteten den schier endlosen Zug, der sich langsam der Hauptstadt Polens zuwälzte. Wir saßen aber noch nicht lange, als plötzlich in dem kleinen Tale unter uns fünf russische Reiter auftauchten, die mit den Bewohnern der Häuser ein lautes Gespräch begannen. Einer fiel mir besonders auf durch den riesigen Bart, den er trug, und durch einen auffallend großen und bildschönen Fuchs, den er ritt; es mochte wohl ein Wachtmeister sein. Leider konnte ich kein Wort des Gesprächs verstehen, sah aber, daß die Bauern, die von ihren Häusern jedenfalls beobachtet hatten, wie ich mit meiner Patrouille über das freie Feld gezogen kam, mit den Händen immer in der Richtung wiesen, wo meine Pferde standen. Ich wußte: Wir waren verraten! Sollte ich den alten Tscherkessenwacht=

meister abschießen? Noch zögerte ich. Da steckt er beide Zeigefinger zugleich in den Mund, stößt einen kurzen, schrillen Pfiff aus, und im Nu sind noch acht weitere Reiter bei ihm, mit denen er an den Häusern entlang auf meine Pferde zureitet. Meine Posten konnten, das wußte ich, die Häuser nicht sehen, weil die Bergkuppe davor lag. Ich lief also mit dem Gefreiten, den ich mit hatte, so rasch zurück, als mich meine Beine trugen, warnte die Posten, ließ die Pferde in aller Eile Kopf auf Schweif, d. h. das eine dicht hinter dem anderen auf einem ganz schmalen Pfad, der von der Mulde aus senkrecht in die Dickung wies, führen — an Reiten war wegen der Dichtigkeit des Waldes gar nicht zu denken — und blieb selbst wieder nur mit einem Mann gedeckt am Waldrand stehen. Aber kaum war unser letztes Pferd im schützenden Wald verschwunden, kaum hatte ich mich selbst genügend versteckt, da erschienen auch bereits über der Höhe, keine 80 Schritte von uns, die Köpfe der Tscherkessen, die vorsichtig, einer nach dem andern, auf der Kuppe auftauchten und wie Raubtiere in den Wald spähten. Jetzt erst sah ich, daß sie unterdessen abgesessen waren, und während von den meisten nur die Köpfe zu sehen waren, kamen drei von ihnen ganz über die Höhe und näherten sich Schritt für Schritt meinem Versteck. Wenn jetzt ein Pferd wieherte, wußten die Kerle Bescheid! Aber in was für einer Gefahr sie waren, das wußten sie nicht, denn längst lag mein Karabiner im Anschlag! Auf 30 Schritt vor mir blieben sie nochmals stehen und überlegten — sie hielten Kriegsrat ab! Ganz geheuer schien ihnen die Sache nicht zu sein, sie riefen ihren Kameraden auf der Höhe etwas zu, während ich den Entschluß faßte, auf die drei, die bis an die Zähne bewaffnet waren, das Schnellfeuer zu eröffnen, sobald sie nur noch einen Schritt auf mich zu machen würden. Zu ihrem Glück drehten sie aber um und verschwanden ebenso vor=

sichtig und langsam, wie sie gekommen, wieder hinter der Höhe.

Es war unterdessen fast 3 Uhr nachmittags geworden und ich mußte nun ein anderes stilles Fleckchen in dem großen Walde aussuchen, wo ich Leute und Pferde verstecken konnte; denn es war klar, daß die Tscherkessen Verstärkung holen und den Wald, wenigstens teilweise, nach uns absuchen würden. Nach allen möglichen Winkelzügen krochen wir also in eine ziemlich schmale Dickung, die wenigstens nach zwei Seiten sich leicht sichern ließ, so daß wir eine allzu plötzliche Überraschung kaum zu befürchten brauchten. Ich machte mir nun meinen Plan und studierte die Karte nochmals ganz genau. Die Sprengung war — wie mir schon der Führer vorausgesagt hatte — nur unter dem Schutze der Nacht ausführbar. Es hieß also abwarten, was bei der Nässe und Kälte nicht gerade sehr angenehm war, denn die Vorsicht verbot uns, ein Feuer anzuzünden. Langsam hellte der Himmel sich auf, und der fast volle Mond erschien; nur von Zeit zu Zeit jagte der Sturm große Wolken vor ihn. Endlich glaubte ich die Zeit gekommen und ritt mit einem Mann bis an die Chaussee vor, um zu sehen, ob dort noch Truppen marschierten.

Aber nichts regte sich, und so ritt ich zurück zu meiner Patrouille, gab mein Pferd ab und ging zu Fuß mit drei Mann wieder bis an die Straße vor. Hier hörte der Wald auf, und wir gingen über das weite, mondbeschienene Feld mit großen Zwischenräumen, immer querfeldein, bis wir zu dem Bach kamen, dessen Brücke ich sprengen sollte. Natürlich vermieden wir die Nähe einzelner Häuser, um nicht etwa durch Hundegebell verraten zu werden. Der Bach schlängelt sich an einem steilen, kahlen Hang hin, und seine Ufer waren dicht mit Erlen bestanden, in deren Schatten wir ungestört rascher ausschreiten konnten. Wir mußten schon

bald unser Ziel erreicht haben, als sich uns eine ganz unerwartete Überraschung bot; wir befanden uns nämlich plötzlich in einem hübschen Park! Kleine Teiche, gut gehaltene Wege, Brücken aus weißem Birkenholz, die zahlreich über den Bach führten, ja sogar ein Tennisplatz und ein Kinderturnplatz waren vorhanden und verrieten uns die Nähe einer Ansiedelung, die noch nicht auf der Karte verzeichnet war. Hinter Baumgruppen versteckt lag denn auch plötzlich eine hübsche, große Villa, die noch trotz später Nachtstunde — es war bereits 1/2 11 Uhr — hell erleuchtet war; unmittelbar an der Villa vorbei floß der Bach, und unmittelbar hinter ihr hob sich der hohe, steile Bahndamm gegen den Nachthimmel ab.

Eine Weile beobachteten wir die Villa, in der entschieden russische Einquartierung noch einen guten Tropfen trank; denn laute Stimmen und Gelächter drangen zu uns heraus. Aber einen Posten konnten wir nirgends entdecken, und so schlich ich im Schatten der Erlen mit äußerster Vorsicht bis an den Bahndamm heran, dann so lautlos wie möglich hinauf auf die steinerne Brücke, die aber auch zum Glück unbewacht war; auf der ganzen Strecke war kein Mensch zu sehen.

Ich winkte meinen Leuten, und gerade kam eine größere Wolke vor den Mond, was uns just angenehm war. Die Bahn war eingleisig, wir lagen alle flach auf dem Bauch, machten eiligst die Sprengpatronen zurecht, befestigten sie an den Laschen des Schienenstoßes, der zufällig genau über dem steinernen Wasserdurchlaß war, brannten die Zündschnur mit einer glimmenden Zigarre an und rannten den Bahndamm hinunter und den gegenüberliegenden Hang hinauf, so rasch uns unsere Beine tragen wollten. Weit kamen wir nicht, da knallte es zum ersten- und sofort darauf zum zweitenmal; dicht neben uns flog sausend ein Schienenstück zur Erde —

die Aufgabe war gelungen! Leider konnten wir uns di
Wirkung der Sprengschüsse nicht später noch aus der Näh
besehen; denn die Einquartierung der Villa, die vermutlic
zunächst vor Schreck über den Knall in so unmittelbare
Nähe — es dürfte in der Villa kaum eine Scheibe ganz ge
blieben sein! — wohl unter den Tisch gefallen sein wird
hat jedenfalls sofort die Verfolgung der Ruhestörer aufge-
nommen. Wir hatten aber nach einem großen Bogen wie-
der das schützende Dunkel der Erlen am Bache erreicht und
waren nicht mehr für die Herren zu sprechen. Unbehelligt
kamen wir über die Landstraße wieder in den Wald zu
unseren Pferden und ließen uns unsere Konserven gut
schmecken, obwohl es nicht gerade die übliche Zeit war, denn
es war 1 Uhr nachts geworden. Ich hatte die Absicht, nach
kurzer Rast auf der großen Straße, auf der zu Mittag
die Tscherkessen gezogen waren, nach Nordosten zu reiten,
in der Hoffnung, auf diese Weise bald wieder zur Abteilung
zu gelangen. Ein kurzes Aufleuchten und ein sekundenlanges
dumpfes Rollen in der Ferne hatte mir gesagt, daß auch den
Pionieren ihre Aufgabe geglückt war. Das Gewölk war
dichter geworden, als die Patrouille sich wiederum auf der
Landstraße näherte; wir hörten Wagengerassel und blieben
gedeckt im Walde dicht neben der Straße. Immer näher
kam das Rasseln, und plötzlich beleuchtete der Mond ein
Bild, das wir wohl alle nicht erwartet hatten: auf der
Straße fuhr eine schier unabsehbare Kolonne russischer Ba-
gagen, die von kleineren und größeren Trupps berittener
Kosaken begleitet war! Wieder ließ ich rasch die Lanzenflaggen
abmachen und überlegte: Sollte ich da mal dazwischenschie-
ßen? Mein Auftrag war ja erfüllt, ich konnte mir diesen
„Scherz" jetzt leisten und wieder im Wald verschwinden!
Aber bei näherer Überlegung sagte ich mir, daß ja unsere
Abteilung jedenfalls meine Meldung haben müsse und jetzt

voraussichtlich den Russen einen hübschen Hinterhalt bereitet haben würde. Ich hätte also nur die Sache verderben können und beschloß, mit meinen Leuten einfach neben der Kolonne herzureiten; ich konnte genau sehen, wie die Russen auf ihren kleinen Pferden saßen und schliefen. War wirklich mal einer wach, so mußte er uns ebenfalls für Russen halten, und wenn die Spitze der Kolonne auf Widerstand stieß, die Wagen umdrehen wollten und ich dann mit meinen Leuten dazwischenfunkte — das konnte eine heillose Verwirrung bei den Russen und einen Heidenspaß für uns geben!

Anfangs ging die Sache ganz gut; wir ritten im Wald dicht neben der Straße her, keiner sprach ein Wort. Als wir aus dem Wald heraus wieder ins Freie kamen, vergrößerte sich der Abstand, denn ich wollte es doch nicht gerade darauf ankommen lassen, von den Kosaken angeredet und womöglich doch erkannt zu werden. Von Zeit zu Zeit brach der Mond aus den Wolken und beleuchtete das eigentümlich friedliche Bild. So ging die Reise mehrere Kilometer weit; die Spitze mußte längst den Ort erreicht haben, wo ich unsere Abteilung vermutete, aber vorne regte sich nichts! Sollte sich unsere Abteilung nach geglückter Sprengung wieder zurückgezogen haben? Ich zerbrach mir den Kopf. Die Uhr ging bereits auf drei! Da geschah wieder etwas, was ich nicht vermutet hatte: vor uns tauchte ein langgestrecktes Dorf auf, das die Chaussee schnitt, und in die Dorfstraße bogen etwa 20 Kosaken — die aber offenbar nicht schliefen! — ein. Dadurch wurde meine Patrouille von der Chaussee abgedrängt, und ich war gezwungen, hinter den Gehöften immer in gleicher Höhe mit den Russen zu reiten; das Dorf war endlos, und ich sah schließlich zu meinem Leidwesen ein, daß alle Mühe umsonst sein würde. Zufällig stand gerade das Tor eines Gehöftes auf; ich winkte meinen Leuten, und im nächsten Augenblick war die

ganze Patrouille unbemerkt im Hofe verschwunden. Wir zogen die Pferde in die Ställe und Scheunen und warteten die wenigen Stunden ab, bis der Tag anbrach. Ohne irgendwelchen Zwischenfall traf ich dann abends wieder mit der Abteilung zusammen, nachdem ich unterwegs zufällig bereits mit der rechten Seitenpatrouille zusammengestoßen war, die unter geschickter Führung und unter sehr schwierigen Verhältnissen ebenfalls ihre Aufgabe glänzend gelöst hatte. Unsere Abteilung hatte sich nach der Sprengung wieder nach Süden zurückziehen müssen, um nicht von starken russischen Kräften abgeschnitten zu werden, und so entgingen uns leider die russischen Bagagen, die wohl ungestört nach Warschau entkamen. („Der Pfadfinder.")

Neues vom Feldmarschall Hindenburg.

I. General Litzmanns Unternehmungen im Walde westlich von Kowno; Niederlage der Russen bei Szaki.

Während die dem Oberbefehle des Generalobersten v. Mackensen unterstellten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den großen Vorstoß in Galizien vorbereiteten und mit glänzendem Erfolg durchführten, hatten die Armeen des Feldmarschalls v. Hindenburg die Aufgabe, in dem nördlichen Teile der gewaltigen Kampffront die errungenen großen Erfolge zu behaupten und zu erweitern. Durch die unmittelbare Bedrohung Warschaus haben seine Truppen den Russen jede große Offensive verleidet, in den Masurischen Winterschlachten haben sie mit äußerster Anspannung der Kräfte das deutsche Land rein gefegt. Man muß in diesen schönen Frühsommertagen durch die ostpreußischen Grenzmarken gefahren sein, muß die wogenden Kornfelder rings um die Wahrzeigen russischer Zerstörungswut gesehen haben, um ganz die Bedeutung jener großen Befreiungstaten mitempfinden zu können.

Aber die Truppen des Generalfeldmarschalls durften und wollten nicht auf ihren Lorbeeren ruhen, so leicht gaben auch die zähen Russen ihren Ostpreußenhunger nicht auf. Unter Ausnutzung ihrer Menschenfülle versuchten sie zwar keine allgemeine Offensive, doch immer neue Einzelvorstöße aus ihrer Verteidigungsstellung heraus. Sie hielten die Festungslinie am Narew, Bobr und Njemen und schickten Angriffskolonnen namentlich aus Grodno und Kowno vor. Die Lust dazu ist ihnen mittlerweile vergangen. Die deutschen Truppen haben nicht nur alle Vorstöße blutig abgewiesen und sich in der Linie nördlich Przasnysz—Augustow—Suwalki—Kalwarja-Mariampol bis Sapiezysyki am Njemen hinauf festgesetzt, sondern sind nördlich des Njemen selber mit einer überraschenden Offensive weit in Feindesland eingedrungen.

Dem kurzen russischen Raubzug nach Memel folgte bald der Einfall unserer Truppen in Kurland. Es war, als wollte Feldmarschall v. Hindenburg der Welt ein Beispiel und Gegenbeispiel zeigen, wie die Russen und wie die Deutschen solche Unternehmungen anfaßten und ausführen. Die Weite der Entfernungen, die verhältnismäßig breite Frontausdehnung aller Verbände bei Freund und Feind, nicht zum mindesten auch die Eigenart des russischen Gegners ermöglichen dort oben selbständige Unternehmungen kleinerer Truppenkörper, wie sie auf anderen Kriegsschauplätzen ganz undenkbar wären. An der Narew—Bobr- und Njemenfront haben solche Einzeloperationen während der letzten Monate in reicher Zahl stattgefunden. Sie traten neben den gewaltigen Kämpfen an anderen Stellen naturgemäß in den Hintergrund; dafür sind sie aber, wenn man genauer hinsieht, von hohem militärischen Interesse. Sie verlangen von den Führern in besonderem Maße Selbständigkeit und Entschlußfreudigkeit und stellen an die Truppen sehr bedeutende Anforde-

rungen. Die überlegene Ausbildung des deutschen Offiziers und Soldaten, die sich in dem langwierigen Stellungskriege an der Westfront so glänzend bewährt, kommt an der Ostfront auch im Bewegungskriege kleineren Umfanges zur erfolgreichen Geltung. Die meisten dieser Einzelunternehmungen sind nur mit deutschen Führern und Truppen, manche auch wohl nur einem Feinde wie dem russischen Gegner gegenüber möglich.

Besonders wohlgelungene Beispiele dafür, wie sich des Feldmarschalls v. Hindenburg Russenstrategie auf kleinere Verhältnisse übertragen läßt, hat in der letzten Zeit der General der Infanterie Litzmann mit den ihm unterstellten Truppen geliefert. Er hält nach näherer Anordnung des Generalobersten v. Eichhorn fest die Wacht südlich des Njemen gegenüber der großen russischen Festung Kowno und dem befestigten Platz Olita. Die Front seiner Truppenaufstellung glaubten die Russen durchbrechen zu können. Aus dem großen Walde westlich von Kowno sandten sie Angriffskolonnen gegen den deutschen linken Flügel. General Litzmann aber holte schnell alles herbei, was an anderen Stellen entbehrlich war, und schlug mit den Truppen, wie sie gerade ankamen — manchen Verband erst auf dem Schlachtfelde formierend — die Russen bei Szaki so gründlich, daß sie in den Wald zurückfluteten. In diesem unübersichtlichem Gebiet aber wollte der deutsche General sie auch nicht vor seiner Front haben. Er beschloß, den ganzen Wald, bis zu dessen Ostrand die Kanonen der Festung Kowno reichen, vom Feinde zu säubern. Dazu zog er nochmals so viel Truppen wie möglich nach links heran und leitete einen weitumfassenden Angriff ein. Von Süden her durchbrach eine starke Kolonne aus Mariampol und aus der Szeczupalinie die ausgebaute Verteidigungsstellung der Russen und ging auf die Südecke

des großen Waldes vor, wo sie bei Dembowa Buda auf starken Widerstand stieß.

Zugleich drang ein zweiter großer Truppenverband in den Nordteil des Waldes ein und marschierte, rechtsschwenkend, auf mehreren Parallelwegen in südlicher Richtung. Frontal ging von West nach Ost, dann Südost, Kavallerie vor, die hier eine rein infanteristische Aufgabe vorzüglich löste, während eine zweite Kavallerieformation sich nicht von den Pferden zu trennen brauchte, sondern den Auftrag erhielt, auf dem äußersten linken Flügel am Njemen entlang vorzureiten und dem Feinde womöglich die Rückwege nach Kowno zu sperren. Es waren die glühend heißen Tage der zweiten Juniwoche, und in dem meilenweit ausgedehnten Tannenwalde herrschte bei völliger Windstille eine drückende Hitze. Aber der deutsche Siegeswille kannte kein Ermatten. Drei russische Stellungen, die in den Flußtälern des Waldes angelegt waren, wurden nacheinander von Norden her umfaßt und mußten aufgegeben werden. Die Russen erkannten die Gefahr des großen konzentrischen Angriffs und wehrten sich tapfer. Vor allem waren sie darum besorgt, die Rückmarschstraße nach Kowno möglichst lange freizuhalten. Wie unserer Südkolonne bei Dembowa Buda, die nun weiter an der Kownoer Chaussee hinaufstrebte, so setzten sie der vom Njemen her umfassenden Kavallerie hartnäckigen Widerstand entgegen und ließen inzwischen nach Kowno enteilen, was noch flüchten konnte. Aber der Ring der deutschen Truppen schloß sich doch zu schnell. Als unsere unermüdlichen Kämpfer noch in der Nacht bis zum Bahnhof Kozlowa Buda im südlichen Teil des Waldes vorstießen, fanden sie dort ein „schlafendes Heer": Annähernd 3000 Russen hatten sich erschöpft niedergelegt, um am nächsten Tage ein letztes Loch

zum Entschlüpfen zu suchen. Nun wurden sie dieser Mühe enthoben; man führte sie ab in Gefangenschaft.

Der große Wald war vom Feinde frei. Das war ein wohlverdienter Triumph; denn leicht sind Unternehmungen dieser Art wahrlich nicht. Das Hin- und Herwerfen der Verbände mit ständig wechselnden Befehlsverhältnissen erfordert größte Aufmerksamkeit und Anpassungsfähigkeit der Führer; der Nachschub wird äußerst erschwert, vor allem aber muß die Truppe im Marschieren, Ausharren und Kämpfen gegen einen verschlagenen, im Eingraben wie im Rückzugsgefecht sehr geübten Gegner Außerordentliches leisten. Es ist eine Freude, zu sehen, mit welcher unerschütterlichen Frische und Begeisterung Offiziere und Mannschaften — vielfach Reserve- und Landwehrformationen — diese abwechslungsvolle, aber recht anstrengende Kriegführung durchhalten und wie gut sie, nebst ihren Pferden, nach zehn Kriegsmonaten imstande sind. Ruhe gibt's hier wenig. Kaum ist die notwendigste Zeit zum Wiederordnen der Verbände gelassen worden, so beginnt schon wieder eine neue Operation. Aber man bleibt frisch, wenn man Erfolge sieht. Können doch mehrere glückliche Einzelunternehmungen nacheinander ein gemeinsames Endergebnis haben, das dem eines großen Sieges gleichkommt.

II. Einmarsch in das russische Gouvernement Kowno; Einnahme von Libau.*)

Nördlich des Njemen haben Truppen, die zum Befehlsbereich des Feldmarschalls v. Hindenburg gehören, ein großes Stück des schönen Kurland fest in der Hand. Über 100 km kann man von der ostpreußischen Grenze gen Nordosten fahren, bis man auf die deutschen Infanteriestellungen stößt, die sich in einer Breite von rund 250 km zum Njemenstrom hinunter

*Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau vom 8. Juli 1915

ınd zum Ostseestrande jenseits Libau hinaufziehen. Noch sind ›ie Operationen dort nicht abgeschlossen, und die Russen verden sich noch manchmal darüber die Köpfe zerbrechen, was hnen dort noch bevorstehen mag.

Anfangs hatte sich der Feind, wie wir von gefangenen Offizieren wissen, über die Bedeutung des deutschen Einbruchs in Kurland gründlich getäuscht. Er glaubte nur ein ıuf Verblüffung abzielendes Reiterunternehmen vor sich zu haben, dem vielleicht kleine, auf Kraftwagen mitgeführte Infanterieteile als Rückhalt dienten. Erst der kraftvolle Widerstand unserer Truppen gegen die sich ständig mehrenden russischen Verstärkungen und die wohlgelungenen Gegenstöße zeigten den wahren Sachverhalt.

Aber der Irrtum der Russen war erklärlich. Denn verblüffend war in der Tat die Schnelligkeit des Vormarsches — eine Glanzleistung der deutschen Truppen und ihrer Führer. Binnen weniger Tage hatte der mit der Leitung des Unternehmens beauftragte Generalleutnant v. Lauenstein die Vorbereitungen getroffen, zu denen auch eine Verabredung mit den in der Ostsee operierenden Marineteilen gehörte.

In der Frühe des 27. April begann der Einmarsch aus den äußersten Flankenstellungen heraus: eine Kolonne ging bei Schmalleningken über den Njemen und nach Norden zu, eine andere — 100 bis 125 km davon entfernt — brach aus dem ostpreußischen Nordzipfel in östlicher Richtung vor. Jene drang bereits am ersten Tage mit der Infanterie fast 50 km in Kurland ein, mit der Kavallerie nach Rossienie und über die Dubissa hinaus; diese stieß bei Korciany auf Widerstand und mußte den Übergang über den Miniaabschnitt unter dem Feuer schwerer russischer Artillerie erzwingen, kam aber ebenfalls ein gutes Stück vorwärts. Eine dritte Kolonne rückte in der Mitte langsamer vor. Die Kühnheit dieses so weit ausgreifenden Unternehmen-

mens wird noch klarer, wenn man bedenkt, daß die Nachrichten über Art und Stärke des Feindes recht unsicher lauteten, und daß sich Ende April das Land noch in einem Zustande befand, der ein Fortbewegen vielfach nur auf den Straßen zuließ.

Am Morgen des zweiten Tages stellte es sich heraus, daß der an der großen Straße Tilsit—Mitau bei Skaudwile stehende Gegner sich eiligst der drohenden Umfassung seiner linken Flanke entzogen hatte und auf Kielmy—Szawle abgezogen war. Sofort wurde die rechte Kolonne ihm nachgeschickt. Sie nahm noch am Abend Kielmy, war also in zwei Tagen 75 km vorwärts gekommen. Die linke Kolonne hatte in dem sehr schwierigen, meist morastigen Gelände besonders große Anstrengungen zu überwinden, weshalb die Mittelkolonne sie durch einen Halblinksvormarsch unterstützte, erreichte aber mit Kavallerie doch schon Worny an der Seenlinie westlich von Kielmy. Der dritte Tag führte die rechte Kolonne bereits über den vom Feinde verteidigten Windawski-Kanal, die linke nach Worny und Telsze, ihre Kavallerie nach Trischki nordwestlich von Szawle. Fast 100 km sind nach vorwärts gewonnen. Die Russen, die in Kurland wohl nur Kavallerie und Reichswehr gehabt hatten, ziehen nun schleunigst mit der Bahn Verstärkungen heran und laden sie zwischen Szawle und Szadow aus. Aber die deutsche Truppenführung läßt sich dadurch nicht beirren: die Kavallerie erhält den Befehl, die Bahnen zu zerstören und um Szawle herumzugreifen; und es geht weiter vorwärts.

Am Nachmittag des 30. April, des 4. Tages, zieht die rechte Kolonne in Szawle ein, das die Russen angesteckt haben, und verfolgt noch ein Stück darüber hinaus. Die Kavallerie erbeutet auf der Straße nach Janischki—Mitau Maschinengewehre, Munitionswagen und Bagagen. Sie zer-

stört die Bahnen südwestlich und nordwestlich von Szawle. Der nächste Tag bringt Nachrichten, wonach der Feind von Kowno her Truppen schickt, um unsere rechte Flanke zu bedrohen. Die Infanterie wird daher angehalten und nach rechts verschoben mit der Weisung, die Dubissalinie zu halten; die Kavallerie jedoch greift immer weiter vor. Sie besetzt nach Gefechten Janischki und Shagory, die nur noch 6 Meilen von Mitau entfernt liegen, und nimmt Gefangene, Maschinengewehre und Bagagen des in voller Auflösung nach Mitau flüchtenden Feindes. Am 2. Mai kreist sie die im Zwischenraum noch stehengebliebenen Russen bei Skaisgiry ein und macht 1000 Gefangene. Umfangreiche Bahnzerstörungen an allen erreichbaren Linien gelingen nach Wunsch. Dann wird die Kavallerie der rechten Kolonne zurückgenommen, um den Gegenstoß an der Dubissa zu unterstützen, die der linken aber stößt, obwohl schon das Eintreffen russischer Verstärkungen in Mitau gemeldet wird, über Grünhof vorwärts, nimmt noch 2000 Russen gefangen und steht am 3. Mai mit Teilen 2 km vor Mitau.

Die außerordentlichen Marschleistungen der Infanterie wie der Kavallerie sind um so höher zu bewerten, als die Wege in denkbar schlechtestem Zustande, die Flußübergänge vielfach zerstört und die Russen keineswegs überall ohne Kampfkraft waren. Nun stellte die Abwehr des russischen Vorstoßes gegen unsere rechte Flanke neue hohe Anforderungen an die Ausdauer der Truppen. Eine umfassende Gegenoffensive an der Dubissa bewies dem Feinde, wie sehr er die Stärke der deutschen Truppen unterschätzt hatte. Erst allmählich erholte er sich von der Überraschung und schaffte neue Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriemassen heran. Zu gleicher Zeit aber erlebten die Russen noch eine besondere Überraschung, auf die sie allem Anschein nach gar nicht gefaßt waren: den Zug auf Libau. Während unsere Haupt-

kolonnen in Eilmärschen auf die obere Dubissa zustrebten, ging eine Nebenkolonne von Memel her nordwärts etwas langsamer vor. Eine Abteilung derselben marschierte über Schkudy, eine andere nahe am Strande von Süden her auf Libau vor. Vom Feinde war nicht viel zu merken. Die Marine hatte ihn schon am 29. April durch die Beschießung von Libau eingeschüchtert. Am 6. Mai sprengte er selbst die Ostforts, dann brachten unsere Kriegsschiffe auch die Strandbatterien zum Schweigen. Die Landtruppen, die an eine so schwache Verteidigung des großen Hafens nicht glauben wollten und immer auf einen Hinterhalt gefaßt waren, nahmen die Südforts nach kurzem Gefecht und griffen von der Landseite an. Aber die Russen waren tatsächlich auf diesen Schlag nicht vorbereitet gewesen. Sie konnten nur noch in Mitau stärkere Truppen ausladen und in südwestlicher Richtung vorschicken, vermochten jedoch unsere langsam nachgebende Linie nicht zu durchbrechen. Am 8. Mai, 6 Uhr morgens, zogen die deutschen Soldaten in Libau ein. Etwa 1500 Gefangene, 12 Geschütze und eine Anzahl Maschinengewehre bildeten die Beute. Der frische Wagemut fand schönen Lohn. Schnell wurden Abteilungen zur Sicherung des Platzes um etwa 50 km über Prekuln, über Hasenpot und am Strande vorgeschoben. Sie haben bisher alle Stöße des allmählich sich sammelnden Gegners abgewehrt und werden das auch ferner tun.

III. Libau in deutschem Besitz; Kämpfe an der Dubissa.*)

Das vorläufige Ziel des Einmarsches in Kurland war, die Dubissalinie zu besetzen und Libau zu nehmen. Es ist erreicht worden und kann zweifellos behauptet werden. Unsere Stellungen sind dort sehr stark ausgebaut. Die weiteren

* Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 10. Juli 1915.

Absichten müssen noch im Dunkeln bleiben. Aber schon mit den bisherigen Erfolgen können wir außerordentlich zufrieden sein. Die deutschen Truppen haben nicht nur im Marschieren und im Kampf gegen einen stellenweise weit überlegenen Feind Hervorragendes geleistet, sondern auch einen schönen und wertvollen Teil des russischen Bodens besetzt.

Das südliche Kurland ist landschaftlich von hohem Reiz. So sehr die kräftigen Hügelketten, die ragenden Wälder, die reichverstreuten Buschgruppen, die zahllosen Gewässer, Seen und Sümpfe dem Krieger das Leben erschweren, so sehr entzücken sie den friedlichen Beschauer. Dabei nehmen sie dem Lande doch nicht den Zauber der ungeheuren Weite. Man braucht nur einen mäßigen Berg zu ersteigen, um einen herrlichen Rundblick in meilenweiten Fernen zu genießen. Es ist wahrlich leicht zu verstehen, daß sich hier einst Deutsche niedergelassen haben. Leider merken hiervon unsere Truppen jetzt wenig oder nichts. Die dünne deutsche Oberschicht ist zumeist verschwunden, als der Krieg in die Nähe kam, und die Landbevölkerung verhält sich keineswegs deutschfreundlich. Besonders über die Feindseligkeit und Spioniererei der Letten, die ja seinerzeit von den Russen gegen die Deutschen aufgehetzt und revolutioniert wurden, klagen unsere Soldaten sehr. Weiter südlich bei den Litauern ist's aber auch nicht viel besser. Das Leben in diesen Landstrichen, die außerhalb der wenigen Güter kaum ein nach deutschen Begriffen anständiges Haus, selbst in den großen Ortschaften keine ordentliche Wirtschaft aufweisen, ist für die Okkupationstruppen alles eher als angenehm. Die russische Regierung hat diese ursprünglich reiche Gegend wohl absichtlich stiefmütterlich behandelt, sie mit Straßen und Eisenbahnen äußerst kärglich versehen. Die Abneigung gegen die deutsch-baltischen Großgrundbesitzer und die Furcht vor einem deutschen Einmarsch mögen da Hand in Hand gegangen sein.

Immerhin war das Land noch nicht so verarmt, daß nicht bedeutende Vorräte an Lebens- und Futtermitteln, Vieh, Leder, Spiritus hätten für uns nutzbar gemacht werden können.

Von besonderem Wert war in wirtschaftlicher Hinsicht natürlich die Einnahme des großen Handelshafens Libau. In den Speichern dort haben wir ansehnliche Mengen von Exportwaren gefunden, die uns sehr zustatten kamen und den Störungsversuchen der russischen Kleinmarine zum Trotz munter nach Deutschland weiter befördert werden. An Schanz- und Werkzeugen fand sich der Bedarf für eine ganze Armee. Die Fabrik, in der es hergestellt war, wird vom deutschen Gouvernement weiterbetrieben, ebenso werden in Libau jetzt für unser Heer angefertigt: Ketten, Beschläge, Stacheldraht. Eine Sattlerei und eine Gerberei sind im Gange; schließlich eine große Meierei zur Versorgung der armen Bevölkerung mit Milch. So leisten die Deutschen auch hier oben eine vorzügliche Organisationsarbeit, die sich selbst auf das Finanzwesen erstrecken muß, das infolge der mangelhaften Vorsorge der russischen Regierung am völligen Zusammenbruch war. Die Stadt Libau hat Anweisungen ausgegeben, die als Zahlungsmittel dienen; die Libauer Bank beleiht die Requisitionsscheine mit 10 vom Hundert. Der Stadt ist keine Kontribution auferlegt worden, sie hat nur Verpflegungszuschüsse an die einquartierten Truppen zu zahlen. Diese werden für ihr kräftiges Zufassen und ihre Mühen hübsch belohnt. Sie haben wohl von allen Truppen im Osten das angenehmste Leben. Libau ist eine ansehnliche Stadt und ein prächtiger Badeort mit vornehmen Villenstraßen, schönen Anlagen und herrlichem Strande; die Russen, zumal die Beamten, sind meist geflohen.

Allein der Einfall in Kurland hat uns nicht nur wirtschaftliche Vorteile mannigfacher Art gebracht und ein wert-

volles Stück Rußlands in die Hand gegeben, sondern er hat auch militärisch den bedeutenden Erfolg erzielt, daß der Gegner veranlaßt wurde, starke Kräfte dorthin zu werfen und dadurch seine Front an anderen Stellen zu schwächen.

Die Zusammenstöße der deutschen und der russischen Kräfte in der Dubissalinie haben unter vielfachen blutigen Kämpfen stattgefunden. Dabei sind unsere Truppen allmählich von der Defensive, die mit starken Gegenstößen geführt wurde, zur Offensive übergegangen. Aus der ersten Periode sei ein Gefecht herausgegriffen, das für die damaligen Kämpfe an der Dubissa bezeichnend ist und das ein vorbildliches Zusammenwirken der drei Hauptwaffen aufwies. Die Russen, die auf den Besitz der Dubissastellung und besonders des sie beherrschenden Straßenknotenpunktes Rossienie den größten Wert legten, führten am 22. Mai eine neue Kerntruppe heran: die aus vier Infanterieregimentern und der zugehörigen Artillerie bestehende 1. kaukasische Schützenbrigade. Diese ging, unterstützt durch die 15. Kavalleriedivision, auf Rossienie los, wurde aber zunächst einen ganzen Tag lang von den Vorposten unserer Kavallerie jenseits der Dubissa aufgehalten. Die Zeit genügte, um ausreichende deutsche Verstärkungen heranzuholen und einen Gegenstoß vorzubereiten. Am 23. Mai ließen wir den Feind über den Fluß herüberkommen und sich Rossienie von Norden her nähern. Nachts aber wurde der größere Teil unserer Truppen um den westlichen Flügel des Gegners herumgeführt und zum Angriff bereitgestellt. Als es hell wurde, brach das Verhängnis los. Starkes Artilleriefeuer aus unserer Stellung nördlich von Rossienie ergoß sich auf die russischen Schützengräben. Gleichzeitig stürzte sich unsere Infanterie auf die Flanke der russischen Stellung und rollte diese auf. Ohne ernsten Widerstand zu leisten, flohen die Russen nach der Dubissa zurück, um sich zunächst unserer Artilleriewirkung zu entziehen. Erst im

Walde auf dem Westufer des Flusses setzten sie sich wiede
fest. Nun machte sich aber der Druck unserer von Süde
her vorgehenden Truppen fühlbar. Gleichzeitig griffen Teil
unserer Kavallerie von Norden her gegen den Rücken ein

Unter diesen Umständen setzten die Russen den Kamp
nicht weiter fort. Sie vermochten auch die als Brückenkop
auf dem Westufer stark ausgebaute Stellung nicht zu be
haupten. In kühnem Anlauf überwanden unsere tapfere
Truppen die Drahthindernisse, und nun fluteten die russi-
schen Massen über das Tal der Dubissa zurück, im wirk-
samsten Feuer unserer Infanterie, Artillerie und Maschinen-
gewehre. Dabei erlitten sie ganz gewaltige Verluste. Zahl-
reiche Verwundete brachen im Flusse zusammen und er-
tranken.

Aber auch auf den jenseitigen Höhen fanden die Russen
keinen Schutz. Hier mußten sie den weiteren Rückzug unter
dem flankierenden Feuer unserer Kavallerie fortsetzen, die
inzwischen den Fluß überschritten hatte und nun gegen die
Rückzugsstraße vorging. Wiederum häuften sich die Verluste.

Es ist begreiflich, daß sich unter diesen Umständen nur
Trümmer der kaukasischen Schützen zu retten vermochten.
2500 Gefangene und 15 Maschinengewehre blieben in unserer
Hand. Rechnet man die blutigen Verluste hinzu, so haben
die Kaukasier mindestens die Hälfte ihres Bestandes einge-
büßt. Die Brigade war für längere Zeit gefechtsunfähig
und zeigte auch später, als sie mit neuen Mannschaften wie-
der aufgefüllt war, keine rechte Kampfkraft mehr. Unsere
Truppen dagegen, die verhältnismäßig geringe Verluste er-
litten hatten, zogen fröhlich singend in ihre Stellungen ein.
Ihre heitere Siegeszuversicht war herzbewegend.

Ähnliche wohlgelungene Vorstöße gegen den immer von
neuem andrängenden Feind haben unsere Truppen mehr-
fach an der Wenta ausgeführt. Am 5. Juni setzte dann

eine vom Armeeoberkommando geleitete Offensive auf der ganzen Linie ein, die unsere Linien wieder ein beträchtliches Stück vorwärts schob. Wir kamen über die Dubissa hinaus, errangen in hartnäckigen schweren Kämpfen den Übergang über den Windawskikanal, besetzten die vielumstrittene bluttränkte Höhe 145 bei Bubie, schoben uns so weit an Szawle heran, daß unsere schweren Geschütze schon in die Stadt hineinreichen, und nahmen Kuze, 12 km nordwestlich von Szawle; am 14. Juni fand diese Operation ihr vorläufiges Ende.

Die Russen haben in allen diesen Kämpfen ungeheure Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen gehabt. Dagegen sind sie mit ihrer schweren Artillerie sehr vorsichtig geworden und mit Offizieren sehr knapp. Bezeichnend ist, daß unter 14 000 Gefangenen nur wenige Offiziere waren und kein Geschütz genommen wurde. Das scheinen Anzeichen für den Verfall der russischen Heeresmacht auch an dieser Stelle zu sein. Sie sollen beobachet und verwertet werden.

IV. Kämpfe des Generals v. Gallwitz mit den Russen bei Przasnysz und Mlawa im Febr. und März 1915.*)

Wer den Heldenkampf um die Befreiung und Verteidigung des deutschen Nordostens recht würdigen will, muß ein besonderes Augenmerk auf die Stelle richten, wo das südliche Masuren an Westpreußen grenzt. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt war hierher gelenkt, als der General v. Hindenburg den Russen bei Tannenberg die erste vernichtende Niederlage beibrachte. Seitdem sind in dieser Ecke gewaltige Schlachten von weithin klingenden Namen nicht mehr geschlagen worden; wohl aber haben dort zahllose

* Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 13 Juli 1915.

schwere Gefechte stattgefunden, die von unseren Truppen äußerste Spannkraft und Widerstandsfähigkeit forderten und daher verdienen, einmal in großen Zügen dargestellt zu werden. Die schwerwiegende Bedeutung eines russischen Einbruchs auf Osterode—Deutsch-Eylau lehrt ein einziger Blick auf die Karte; es dreht sich um die Abtrennung des deutschen Landes rechts der Weichsel vom Reiche. Das war natürlich nicht nur den Ostpreußen klar, die immer — so lange überhaupt noch eine Gefahr bestand — mit mindestens gleicher Sorge nach Süden wie nach Osten blickten, sondern auch den Russen. Diese haben für eine Operation auf den Unterlauf der Weichsel hin günstige Eisenbahnverbindungen. Die drei bei Ostrolenka endenden Bahnstrecken ermöglichen dort schnelle Ausladungen großer Truppenmassen, und die Linie Warschau—Mlawa—Soldau führt geradeswegs in das Einmarschgebiet hinein. Darum ist der Besitz Mlawas von so hohem Wert. Es klingt glaubhaft, daß der russische Oberbefehlshaber im Februar befohlen haben soll, Mlawa zu nehmen, koste es, was es wollte.

Als die Narewarmee, die den ersten großen Einbruchsversuch an dieser Stelle unternahm, ihr furchtbares Ende zwischen und in den südmasurischen Seen gefunden hatte, gingen die Russen längere Zeit hindurch hier nicht mehr mit starken Kräften vor. Immerhin hatten die verhältnismäßig wenigen Truppen des Generals v. Zastrow, die in breiter Front die Grenze schützen und während der Vorbereitungen zu dem zweiten deutschen Einfall in Polen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich lenken sollten, eine recht schwere Aufgabe. Sie drangen weit in Feindesland ein, mußten vor einem überlegenen Gegner bis an die Grenze zurückweichen und gingen kurz vor Weihnachten wieder vor, um Mlawa endgültig zu besetzen. Die Front verlief west-östlich, der rechte Flügel hing also zurück. Da tauchte im Januar

bei den Russen ein „neuer gigantischer Plan" auf; sie wollten mit großen Kavalleriemassen, gefolgt von starken Kräften, zwischen Mlawa und der Weichsel nach Westpreußen einbrechen und gleichzeitig von Kowno her im nördlichen Ostpreußen stehende deutsche Truppen umfassend angreifen. Der neue Plan war also im wesentlichen nur eine Wiederholung des alten, im Herbst gescheiterten. Diesmal blieb er jedoch in den ersten Anfängen stecken, da er mit einem schneller durchgeführten deutschen Offensivplan zusammenfiel. Alle verfügbaren deutschen Kräfte wurden zu dem großen umfassenden Gegenstoß bereitgestellt, der dann in der masurischen Winterschlacht zur Vernichtung der 10. russischen Armee östlich der Linie Johannisburg—Gumbinnen führte.

Zugleich wurden auch die deutschen Truppen an der Südgrenze West- und Ostpreußens etwas verstärkt. Die Führung erhielt der General der Artillerie v. Gallwitz. Er hatte den Auftrag, die rechte Flanke der in Masuren angreifenden Armeen zu schützen und seinen Grenzabschnitt gegen den russischen Einbruchsversuch zu sichern. Dazu ging er offensiv vor. Zunächst wurde der rechte Flügel in scharfem Draufgehen nach vorwärts geschoben, bis er Plock erreichte, das inzwischen zu einer starken Festung ausgebaut war. Garderegimenter und eine Kavalleriedivision ernteten bei diesem schneidigen Einmarsch reiche, blutige Lorbeeren in der Gegend von Sierpc und Racionz. Sie trieben einen überlegenen Gegner vor sich her und leisteten schließlich einer dreifachen Übermacht erfolgreichen Widerstand. Ein besonderer Glücks- und Ehrentag der Gardetruppen war der von Drobin, wo sie einen bereits geglückten russischen Überfall in eine schwere Niederlage des Feindes verwandelten, der dabei 25 000 Gefangene verlor. Das war Mitte Februar. Aber General v. Gallwitz plante Größeres. Er wollte durch einen umfassenden Angriff von beiden Flügeln her das ganze vor

seiner Front liegende Gebiet zwischen Weichsel und Orzyc säubern. Der rechte Flügel sollte weiter nach Osten einschwenken, und die in Willenberg eingetroffenen Heeresteile erhielten Befehl, vom Orzyc her die offene rechte Flanke des Feindes zu umgehen. Sie kamen, weit ausgreifend, östlich an Przasnysz vorbei und schwenkten südlich um die Stadt herum, die nur schwach besetzt sein sollte. Da ergab sich aber daß angesichts des überaschend schnellen Vormarsches der Deutschen eine russische Division nach Przasnysz geeilt war. Der Angriff wurde beschlossen. Inzwischen hatten jedoch die Russen große Truppenmassen am Narew zusammengezogen und gegen Przasnysz in Marsch gesetzt. Zwei russische Korps gingen gegen den linken Flügel der deutschen Truppen vor. Trotzdem wollten diese auf die große Beute, die sich bot, nicht verzichten. Ein Teil noch verfügbarer Kräfte wurde zur Sicherung gegen den nahenden, weit überlegenen Gegner im Halbkreise aufgestellt und unter diesem Schutze stürmte am 24. Februar eine Reservedivision Przasnysz. Über 10 000 Gefangene, darunter 57 Offiziere, 36 Geschütze, 14 Maschinengewehre und viel anderes Kriegsgerät fielen in die Hand der Sieger. Allein es war höchste Zeit, die Beute in Sicherheit zu bringen, denn schon war die russische Übermacht, gegen die ein Widerstand auf diesem vorgeschobenen Posten fruchtlos gewesen wäre, in bedrohliche Nähe gerückt. Unter sehr erheblichen Schwierigkeiten zogen sich unsere Truppen nordwärts in die große Verteidigungslinie im Orzycbogen zurück, nachdem sie den russischen Drängern noch riesige Verluste zugefügt hatten.

Der kecke Sturm aus Przasnysz hatte eine sehr beträchtliche Wirkung: er täuschte den Feind, der nun an dieser Stelle den Feldmarschall v. Hindenburg selber mit starken Kräften vermutete. Das machte sich in der Folge=

eit für die Truppen des Generals v. Gallwitz aufs schwerste
ihlbar. Denn nun warfen die Russen immer neue Korps
ierher, um die Scharte der masurischen Winterschlacht aus-
uwetzen und die deutsche Linie in Richtung Soldau—Neiden-
urg zu durchbrechen. Unter solchen Umständen konnte der
eutsche Führer an die Fortsetzung seiner Offensive nicht
nehr denken, sondern mußte eine hartnäckige Verteidigung
orbereiten, auf deren Gelingen die beteiligten Truppen stolz
ein dürfen als auf eine der besten Waffentaten des deutschen
Heeres. Unsere Stellung bildete bei Mlawa einen Winkel,
a sie einerseits nach Südwesten auf Plock hin, andererseits
ach Ostnordost über die Höhen nördlich Przasnyß hinweg
erlief. In diesen Winkel schoben die Russen Ende Februar-
Anfang März ihre Truppenmassen zunächst langsam hinein
— dann brachen diese mit unerhörter Wucht vor. Mlawa
var ihr Ziel. In dichten, sich ständig erneuernden Kolonnen
türmten sie, ohne jede Rücksicht auf die furchtbaren Ver-
uste, gegen die Stellungen östlich und südlich von Mlawa
an. Aber die Menschenwogen brachen sich an dem Felsen
deutscher Tapferkeit. Unsere Truppen hielten aus. Bei
Dembsk, östlich von Mlawa, findet man heute eine lange
Reihe flacher, mit weißen Steinen eingefaßter russischer Mas-
sengräber vor den deutschen Drahthindernissen — ernste Zeu-
gen des Mißerfolges, den 48 russische Kompanien im Sturm
auf 10 deutsche davongetragen haben. Der Frost hatte die
Sumpfgegend, aus der hier der Orzic entspringt, gangbar
gemacht und so dem Feinde die Annäherung an unsere Stel-
lung gestattet.

Nachdem über 1000 Geschosse aus schweren Geschützen
in und hinter Dembsk eingeschlagen waren, folgten die un-
aufhörlichen Angriffe der Infanterie. In der Nacht des 7.
März kamen sie bis unmittelbar an den Stacheldraht. Aber

unsere Scheinwerfer und Leuchtpistolen verbreiteten genu
Licht, um nun dem verheerenden Infanterie- und Maschinen
gewehrfeuer den Weg zu weisen. Was vom Feinde nich
fiel, floh in die nächste Bodenfalte zurück, wo das Schein
werferlicht die Verzweifelten bis zum Tagesanbruch festhielt
Dann ergaben sie sich den vorgesandten deutschen Patrouillen
Viel Munition, 800 Gewehre wurden genommen. Vor de
Front fand man an dieser Stelle 300 tote Russen. Einig
Kilometer nördlich aber, bei Kapusnik, wo der Feind i
unsere Schützengräben eingedrungen war und durch eine
verzweifelten Bajonettkampf wieder vertrieben werden mußte
liegen 906 Russen begraben — und 164 Deutsche.

Im ganzen hatte der Feind bei seinen vergeblichen An-
griffen auf Mlawa viele Tausende verloren; so viel, daß
seine Kampfkraft erschüttert schien und General v. Gall-
witz mit teilweise frischen Kräften nun seinerseits einen Vor-
stoß versuchen konnte. Dieser begann am 8. März, kam
aber am 12. März nördlich Przasnysz zum Stehen,
da auch die Russen von neuem bedeutende Verstärkungen
erhielten. Sie waren bald in großer Überzahl. Auf etwa
10 Armeekorps und 7 Kavalleriedivisionen wurde ihre Stärke
geschätzt. Wir mußten uns wieder auf die Verteidigung ein-
richten, und unsere Truppen, die zum Teil schon 4 Wochen
lang in fast ununterbrochenem Kampf gestanden hatten,
mußten einen neuen harten Stoß aushalten. Der ging dies-
mal nicht auf Mlawa zu, sondern nordöstlich von Przasnysz
am Orzyc und Omulew hinauf. Er wurde nach russischer
Eigenart in sehr zahlreichen und sehr heftigen Angriffen ge-
führt. Man zählte vom 13. bis zum 23. März 46 ernstere
Sturmversuche, 25 bei Tage, 21 bei Nacht. Fast alle brachen
bereits im Feuer unserer Truppen zusammen, wenige ge-
langten bis in die deutschen Gräben. Besonders schwere

Kämpfe fanden bei Jednorozec statt. Wieder erlitten die Russen erhebliche Verluste, ohne ihrem Ziel näher zu kommen: die Südgrenze Altpreußens war wohl verteidigt und ein Einbruch in die Flanke unserer Oststellung undurchführbar.

In der letzten Märzwoche flauten die russischen Angriffe ab, und seit Ostern herrscht an dieser Stelle der Kampffront meist Ruhe. Sie ist dem heldenmütigen Widerstande der Truppen des Generals v. Gallwitz zu danken. Sechs Wochen lang haben sie in Kälte und Nässe, in Schnee und Sturm ruhelos, unermüdlich die Heimat verteidigt und sich glänzend bewährt. Es war keine Schlacht mit weithin klingendem Namen — aber es waren viele, viele harte Kämpfe, deren Erfolg den mancher großen Schlacht übertrifft. In diesem Sechswochen-Ringen um das südliche Einfallstor in Altpreußen haben die Truppen des Generals v. Gallwitz 43 000 Russen gefangen genommen und gegen 25 000 getötet. Der Gesamtverlust des Feindes überschreitet sicherlich die Zahl 100 000. Wer unsere braven Truppen jetzt fröhlich in ihren Waldhütten und geräumigen Schützengräben hantieren sieht, vergißt beinahe, welch harte, blutige Zeit hinter ihnen liegt. Aber die zahllosen Soldatengräber, die über das ganze blühende Land verstreut sind, und die Trümmer der Städte und Dörfer halten die ernste Erinnerung wach. Auch dieser Teil des Kriegstheaters hat viel Leiden, hat viele Helden gesehen. (Amtlich.)

Zweitägiger Patrouillenritt.

Von einem Ordonnanzritt zurückgekehrt, streckte ich meine müden Glieder in dem Schatten eines Haselstrauches, um ein wenig zu schlummern, während mein Diener mein einziges Mahl für heute, eine Konserve und einen Becher Tee, bereitete. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, stand schon eine Ordonnanz an meiner Seite und rüttelte mich aus

dem Schlaf. In seiner Hand das Befehlsbuch. Ich rieb mir die Augen und las: „Oberleutnant X. — meine Wenigkeit — hat sich um sechs Uhr dreißig Minuten nachmittags in der Truppendivisionskanzlei zu melden".

Kaum blieb mir Zeit, Konserve und Tee hinunterzuwürgen. Fünf Minuten früher als befohlen, überschritt ich die Schwelle des Divisionsstabsquartiers.

Dort warteten schon drei Eskadronskommandanten — zwei Rittmeister und ein Oberleutnant — als Jüngster stellte ich mich bescheiden am linken Flügel auf. Mit dem Glockenschlag öffnete sich die Kanzleitür, ein Generalstabsoffizier steckte den Kopf heraus: „Sind die Herren beisammen?" Wir bejahten. Er winkte uns einzutreten und geleitete uns würdevoll zum „Allerheiligsten", das wir nur auf den Fußspitzen zu betreten wagten.

Der Divisionär stand brütend über eine große Karte gebeugt. Nach kurzer, aber freundlicher Begrüßung begann er: „Die drei Herren Eskadronskommandanten gehen morgen früh als Nachrichtentrupp über K. nach W. W. vor, wo laut Fliegermeldung starke feindliche Kräfte versammelt sind. Sie, Herr Oberleutnant, gehen mit Ihrem Zuge als selbständige Nachrichtenpatrouille gegen Flanke und Rücken des Feindes. Vor allem handelt es sich darum, festzustellen, wohin sich diese Kräfte wenden. Es steht zu befürchten, daß sie die westlich von uns kämpfende Armeegruppe, die in den letzten Tagen siegreiche Gefechte bestand, in der Flanke fassen wollen, um deren weiteres Vordringen zu verhindern. Unsere Armeegruppe ist noch zwei Tagemärsche zurück. Die durch ein Infanterieregiment verstärkte Kavallerietruppendivision geht morgen nach T. und Gegend vor, und wir trachten, das mögliche Vorgehen des Gegners so lange zu verzögern, bis unsere Armeegruppe heran ist."

Nachdem uns ein schriftlicher Befehl mit Wegskizzen

n die Hand gedrückt war, machte der Divisionär eine ent-
assende Handbewegung; mir aber winkte er, noch zu bleiben.
Meine Schulter klopfend, sagte er: „Ich kenne Sie als schneidi-
gen, umsichtigen Patrouillenkommandanten. Ihre Aufgabe ist
schwierig, aber lohnend. Von Ihren Meldungen hängt viel ab.
Es ist möglich, daß Sie zwei Tage am Feind bleiben müssen.
Bei allem Schneid also kluge Vorsicht. Hoffentlich kann ich
bald zum Verdienstkreuz gratulieren. Adieu!“ So lange
hatte der Divisionär noch nicht mit mir gesprochen.

Meine Aufgabe, in Flanke und Rücken des Gegners Einblick zu gewinnen, war nur dann zu lösen, wenn es mir gelang, rascheſtens den B . . fluß zu erreichen. Über dieses große Hindernis führte nur eine Brücke bei U. Mein erstes war, die schwächeren Pferde und Leute meines Zuges auszutauschen, wozu mein Eskadronskommandant nur schwer zu bewegen war. Eine Extrahaferration für heute und absolute Ruhe für die Mannschaft, dann ging ich selbst auch schlafen.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr stand mein Zug, dreißig Reiter, spiegelblank, zum Abgehen bereit. Ich ließ vorsichtshalber jedem Husaren noch zwanzig Patronen austeilen, so daß jeder jetzt über hundert Stück verfügte, nahm für drei Tage Konserven mit, rief zuerst die Unteroffiziere zu mir — der Rittmeister hatte mir gütigst auch den zweiten Wachtmeister mitgegeben —, instruierte sie eingehend über unsere Aufgabe, teilte ihnen die Wegskizzen aus, die ich an der Hand der Generalstabskarte angefertigt hatte, und hielt dann noch eine kräftige Ansprache an meine Husaren, die vor Vergnügen grinsten. Dann bestimmte ich den Zugführer mit sechs Reitern als Vorpatrouille, und so ging es dann in Gottes Namen der ungewissen Zukunft entgegen.

Der Einjährig-Freiwillige meines Zuges war Schüler der orientalischen Akademie gewesen und sprach außer mehre-

ren anderen Sprachen auch Polnisch und Russisch. Ich er
nannte ihn zu meinem Adjutanten. Auch hatte ich mir i
S. von der dort stehenden Jungschützenabteilung zwei be
rittene junge Polen erbeten, von denen einer jetzt stolz a
meiner Seite ritt, den andern hatte ich bei der Dorpatrouill
eingereiht. Beide sprachen geläufig Russisch.

Der Tag war wunderschön. Der Himmel wolkenlos
Ein leichter, kühler Lufthauch umspielte unsere Wangen, nu
die Straße, die ich bis zur Grenze benützte, war holprig un
staubig. Wir trabten an, rechts und links die wenig be
tretenen Rasenstreifen benützend, deren kurzgeschnittene Ve
getation den Hufschlag milderte. Unsere Pferde gingen i
gleichmäßigem Trab wie eine Maschine, höchstens drehte das
eine oder oder das andere neugierig den Kopf rechts ode
links. Jetzt tauchte ein Teich mit flachem, schilfigem Ufe
rechter Hand auf. Wo der zu Ende war, lief die Grenze
Wir verließen die Straße, um rechts einen Feldweg einzu
schlagen. Der Boden war weich, elastisch. Wir hörten de
Hufschlag nicht und glitten lautlos dahin wie Geister. Ei
Edelhof lag links in einer buschigen Mulde. Niemand zeigt
sich, die Ruhe des Todes lag über ihm. Nun kam eine
holprige Brücke, die lebensgefährlich schien. Wir passierte
sie einzeln im Schritte und ließen die Pferde ein wenig ver
schnaufen. Ein zweiter See erschien, am sandigen Ufer la
ein großes Dorf, dessen ebenerdige Hütten ein Bild de
Schmutzes und Elends darboten. Alte Männer, junge Weiber
halbnackte Kinder standen herum und gafften uns stumpf
sinnig an. Unser Jungschütze nahm sie ins Gebet. Es ware
Katholiken, Polen. Russen hatten sie, die letzten, vor fünf
Tagen gesehen. Kosaken, die ihnen alles Vieh weggetrieben
und alles Eßbare davongetragen haben. Es wurde warm;
Bremsen belästigten die Pferde, plumpe, zudringliche, die auch
uns nicht verschonten und uns umsummten.

Die Vorpatrouille hielt und sah nach der unweit vor-
eiziehenden Straße hinüber. Dort war lebhafter Verkehr
emerkbar. Fuhrwerke wirbelten Staub auf, eine Vieh-
erde trottete gegen Nordost. Ich sah mit dem Glase hin.
Nichts Verdächtiges. Ich gab das Zeichen „Vorwärts“, und
wieder trabten wir an. Der Rand des Waldes, welchem
wir zustrebten, wuchs zusehends in die Höhe. Die obere Be-
grenzung bekam Rundungen, Wellen und Buchten. Aus dem
Blaugrau wurde allmählich ein dunkles Blaugrün. Man
konnte schon einzelne der gewaltigen Stämme unterscheiden.
Eine Wiese lag vor uns. Ein Zeichen, ein kurzer Zungenschlag,
und in ruhigem, langem Galopp ging's nun in den Wald
hinein. Dort machten wir halt, stiegen ab und ließen die
Gurten nach, denn hier beschloß ich, zu rasten. Es war
zehn Uhr.

War das ein Wald! Ich hatte in meiner Heimat noch
keinen, der ihm ähneln würde, gesehen. Meine Husaren
staunten ihn an wie ein Weltwunder. Ohne Unterholz, ohne
Buschwerk Eichen, nichts als Eichen, wohl Hunderte von
Jahren alt, so weit das Auge reichte, Stamm an Stamm,
weit voneinander entfernt, mit Kronen von gewaltiger Breite,
ein einziges Blätterdach. Der Boden eben wie ein Tisch,
trocken, elastisch, mit kurzem, leichtem Moos bedeckt. Ich
befahl, patrouillenweise zu hafern, während ich die Karte
studierte. Der Wald zog sich, immer die Straße auf fünf-
bis siebenhundert Schritte begleitend, fast bis an den B.-fluß.
Ich beschloß, da zu bleiben; mich nahe an dem Rande haltend,
konnte ich alle Vorgänge auf der Straße beobachten und
blieb vollkommen verborgen.

Um halb elf Uhr vormittags wurde der Marsch fortge-
setzt. Ich befahl den Leuten, Wegmarken herzustellen, damit
sie sicher zurückfänden, bestimmte schon jetzt vier Husaren,
welche die ersten zwei Meldungen zurückbringen sollten, und

schärfte ihnen ein, sich wiederholt umzusehen, damit sie genau über den einzuschlagenden Weg orientiert seien.

Um zwölf Uhr mittags wieder ein Halt.

Auf der Straße, die direkt nach K. führte, einer Stadt am B . . flusse, sah man Staubwolken. Vorne eine kleinere, ungefähr achthundert Schritte dahinter eine größere. Das sah verdächtig aus. Ich führte den Zug auf hundert Schritte tiefer in den Wald, ließ absitzen und ging mit dem Einjährigen und meinem Jungschützen bis an den Waldrand vor. Dort legten wir uns nieder und nahmen unsere Gläser. Meine Vermutung bestätigte sich. Es war russische Kavallerie. Kosaken. Die Lanzenspitzen blinkten in der Sonne. Sie ritten ganz unbesorgt im Zotteltrab. Voraus eine Sotnie ohne Vorpatrouille, hinter ihr der Haupttrupp. Der Einjährige zählte fünf Eskadronen. An der Weggabel, beiläufig tausend Schritte südlich meines Standpunktes, bogen sie in südwestlicher Richtung ab, auf den Weg, der nach der Karte gegen T. führte, denselben Ort, welchen meine Division morgen erreichen wollte.

In wenigen Minuten war meine Meldung in Skizzenform fertig, einige Worte als Erklärung dazu, und die mittlerweile aufgesessenen Meldereiter, denen ich befahl, bei der Eskadron zu bleiben, weil ich ihnen nicht sagen könnte, wo sie mich finden würden, ritten auch schon davon. Mittlerweile meldete die Vorpatrouille, einer ihrer Seitenreiter habe ungefähr zehn Minuten von unserem Standpunkt entfernt, ein kleines Hegerhaus entdeckt. Rasch entschlossen, befahl ich meinem Jungschützen, es auszuforschen, falls es bewohnt sei, die Leute auszufragen und raschestens wieder zu mir zurückzukehren. Drei Husaren und den Seitenreiter gab ich ihm mit.

Noch überlegte ich, was ich nun anfangen sollte, als wir von weitem das Rattern eines Motors hörten. Er kam

von Süden her. Ein Monoplan in ungefähr sechshundert Meter Höhe. An den uns bekannten Zeichen erkannten wir ihn als eigenen. Noch bewunderten wir seinen majestätischen Flug, als mich der Wachtmeister, der zu uns vorgekommen war, am Ärmel zupfte und erregt auf die Straße deutete. Ein freudiger Ausruf entfuhr meinen Lippen. Kaum fünfhundert Schritte von uns stand ein Bauernwagen, auf ihm saßen fünf Kosaken, die starr auf das Flugzeug blickten. Ein Wink von mir, und die Patrouille Nr. 3 saß im Sattel. Den fragenden Blick des Wachtmeisters erwiderte ich mit kurzem Kopfnicken. Ein echter Husarenstreich! Im Nu war der Wagen umringt. Die Tat eines Augenblicks. Schon standen die Russen vor mir und wußten noch immer nicht recht, was mit ihnen geschehen war. Den Offizier nahm ich vor. Die Mannschaft verhörte der Freiwillige. Aus dem Offizier war nichts herauszubringen, trotzdem er Französisch sprach. Er verweigerte jede Auskunft. Aber sein Notizbuch gab interessante Aufschlüsse. Die Mannschaft war redseliger. Als das Verhör beendet war, kam auch schon der Jungschütze zurück. Nun wurden die Gefangenen wieder auf den Wagen gesetzt und durch einen Patrouillenführer mit zwei Husaren in Begleitung einer dem erbeuteten Notizbuch beigelegten Meldung an die Division expediert. Ihre Waffen hatten wir unbrauchbar gemacht.

Das Verhör ergab: Zehn Kilometer nordöstlich bei K. am andern Ufer drei bis vier Regimenter Infanterie, zwei Sotnien Kosaken. Morgen sollte dort eine Brücke geschlagen werden. W. W. voll von Truppen, gestern traf dort mit der Bahn ein Korpskommando ein. Die Kosaken gehörten dem X. Donischen Regimente an und sollten heute die Gegend von T. erreichen.

Der Jungschütze meldete: „Das Hegerhaus geräumig. Stallung für zehn Pferde. Futter in Menge. Heger patrio-

tischer Pole, absolut verläßlich." Es war 3 Uhr nachmittag. Ich überlegte nicht lange. Wir ritten zum Hegerhaus. Ein zitterndes Halblicht herrschte ringsum. Bald wurde der Weg breiter, ausgefahrener. Es schimmerte lichter zwischen den Kronen durch. Eine rohe Barriere zur Rechten schloß einen kleinen Weideplatz ab. Ein Hund gab Laut. Jetzt tat sich eine weite, unregelmäßig begrenzte Lichtung auf, an ihrer linken jenseitigen Ecke stand ein langgestrecktes Haus. Der Heger stand davor. Er grüßte artig. Heu und Stroh für die Pferde, ein Lamm und Kannen von Milch für die Leute, Schnaps und zwei Flaschen Wein nebst Eiern und einigen Hühnern für mich und meinen Stab war schon vorbereitet.

Der Wachtmeister stellte sofort Posten aus. Ein Unteroffizier mit vier Husaren kehrte zwecks Überwachung der Straße an den Waldrand zurück. Die übrigen richteten sich wohnlich ein. Nach langer Beratung mit dem Heger, der, wie sich herausstellte, ganz verständlich Deutsch radebrechte, war mein Plan gefaßt. Nach Einbruch der Dunkelheit wollte ich aufbrechen, den B`. . fluß an einer Stelle, die mir der Heger zeigen wollte, durchschwimmen und vom anderen Ufer aus Einblick in den Rücken des Feindes gewinnen. Der Heger war ganz Feuer und Flamme. Er haßte die Moskowiter aus tiefster Seele.

Um acht Uhr brachen wir auf. Vor uns, als Vorpatrouille, der Gehilfe des Hegers mit drei Hunden. An meiner Seite der Heger — er und sein Gehilfe auf winzigen polnischen Gäulen — hinter mir der geschlossene Zug. Nach einer Stunde verließen wir den Wald. Eine weite Ebene gähnte uns entgegen, hier und dort ein verkrüppelter Baum. Über uns glitzert das Sternenmeer. Vorsichtig geht es weiter. Alles, was Geräusch machen könnte, ist festgeschnallt oder mit Stroh umwickelt. So huschen wir gleich einer Gespensterschar über die Ebene. Gegen elf Uhr in der Ferne ein rau=

schender Fluß. Bald ist er erreicht. Der Heger wiederholt nochmals seine Instruktion und scheidet mit Segenswünschen. „Hier hinunter in die Sandgrube.“ Dann suche ich die bequemste Übergangsstelle. Der Fluß ist breit und hat eine starke Strömung. Die Ufer sind hier ziemlich flach, aber die schmalste Stelle noch immer bei hundertfünfzig Schritte breit. „Kinder! keinen Laut! komme, was da wolle!“ Vier Schritte Zwischenraum! und nun mit Gott hinein in die reißende Flut. Bald verlieren die Pferde den Boden unter den Füßen und beginnen zu schwimmen. Einige schnauben ängstlich. Ich sehe zurück. Bis jetzt geht alles gut. Wir nähern uns der Mitte. Hier wird die Strömung reißend. Meine Augen sind starr auf das jenseitige Ufer gerichtet. Der Fluß gurgelt und rauscht sinnverwirrend. Mir wird ganz dunkel vor den Augen. Die Märchen der Kinderzeit klingen an mein Ohr von Wassernixen und Zauberpalast tief unten am Grund. Ich rüttle mich auf. Nur jetzt keinen Schwindel! Minuten, die einer Ewigkeit gleichen, gehen vorüber. Endlich fester Grund. Die Pferde wiehern leise, freudig. Das Ufer ist erreicht.

Die Pferde sind alle herüber, aber ein Reiter fehlt. Es muß ihn ein Schwindel erfaßt haben. Ich schicke den Wachtmeister eine Strecke flußabwärts. Keine Spur. Wie ein Held war der brave Husar — dem Befehl getreu — lautlos in den Wellen verschwunden. Soldatenlos. Ein kurzes Gebet für das Heil seiner Seele. Lebe wohl, du Braver! Stumm und ergriffen reiten wir weiter. Nach einer Stunde wird das Gelände welliger. Hinter einem Hügel machen wir halt. Bisher waren wir genau nach Osten geritten. Jetzt galt es, Richtung nach Nordwest nehmen. Ich sah nach der Uhr. Ein Uhr fünfundzwanzig. Aus Nordost bläst es immer stärker. Wir frösteln.

Ein heller, rötlicher Schein im Nordwest erregt meine

Aufmerksamkeit. Darüber schwebt eine rosarote Dunstwolke. Nach kurzer Zeit kommen wir überein: Schein und Dunstwolke rühren von Lagerfeuern her. In der Ferne dunkelt ein Wald in der Richtung des Scheines. Dorthin. Fast eine Stunde vergeht, bis wir ihn erreichen. Es dämmert leise. Schwache Umrisse werden sichtbar. Hinein in den Wald, er bietet sicheren Versteck. Sein Charakter ist ganz verschieden gegen den Wald des Vortages. Ein Gemenge von Laub- und Nadelholz. Fichten, Kiefern, Buchen und Eichen, da und dort die unvermeidliche Birke eingesprengt. Der Boden von einem Netz von Wurzeln und Unebenheiten überzogen. Voll von Schmarotzern des Waldes, Haselgesträuch, Brombeerbüschen und Schlinggewächs. Nur mühsam arbeiten wir uns durch dieses Gewirre durch.

Zerrissen und zerschunden erreichen wir den jenseitigen Rand. Nur beschränkte Aussicht. Aber dort, dreitausend Schritte vor uns, ein von einem Garten umgebenes Haus, dahinter ein netter Hügel, der eine bebuschte Kappe trägt. Es dämmert schon stark. Das Firmament im Osten hüllt sich in glühenden Purpur.

Im Galopp geht's bis zum Haus. Alles still. Das Haus verschlossen. Im Garten plätschert ein Brunnen. „Wachtmeister, mit dem Zuge hier bleiben. Feldflaschen füllen! Partienweise tränken!" Ich und der Einjährige gehen die Höhe hinauf. Zuletzt gehen wir.

War das ein Ausblick! . . . Herrgott! . . . war das ein Ausblick! Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Dort — das breite Silberband, das war der B . . fluß. Die Türme, die jenseits aus dem Nebel herauswuchsen, gehörten zur Stadt K. Auf dem welligen Gelände diesseits ein aufsteigender Höhenzug, bedeckt mit lagernden Truppen. Noch flackern die Lagerfeuer mehrmals auf, um dann ganz zusammenzusinken. Jetzt wird es ganz hell. Die Luft ist klar

und dünn. Wir zählen sechzehn große Vierecke. Eine Truppendivision. Schmetternde Signale klingen hell herüber. „Einjähriger, weiter beobachten!" Ich werfe in Windeseile eine Skizze aufs Papier und schreibe einige erläuternde Worte dazu. „Einjähriger, aufsitzen! Husar Kovacs und Beregi aufsitzen!" „Hier noch einen Becher Schnaps, lieber G., und zwei Zigaretten — zwei bleiben mir — nun Gott befohlen und hoffentlich auf Wiedersehen!" Er sollte denselben Weg reiten, den wir gekommen waren, bis zu jener Weggabel, wo wir gestern die Kosaken fingen, dann südlich des Weges, der nach T. führt, in dem welligen, stark bedeckten Gelände, abschnittweise vorgehend, die Division in der Gegend von T. aufsuchen. Als G. meinen Augen entschwunden war, beschlich ein eigenes, beklemmendes Gefühl meine Seele: „Werden wir uns auch jemals wiedersehen?" Ich schüttelte rasch alle Gemütsweichheit von mir ab, sie paßt nicht in den Krieg, am wenigsten beim Reitersmann.

Wieder wanderte mein Blick dem Feinde zu. Auf der Höhe war alles Leben und Bewegung. Die Zelte wurden abgebrochen. Ein größerer Trupp Reiter zog in südwestlicher Richtung, den von der aufgehenden Sonne hell beleuchteten Türmen von K. zu. In dieser Richtung mußte die Brückenstelle liegen. Nun begann auch die Infanterie abzumarschieren. Ich überlegte. Mein weiteres Verbleiben auf diesem Ufer gefährdete die Verbindung mit meiner Division, der Uferwechsel war später vielleicht nicht mehr möglich. Die schönsten Meldungen nützen nichts, wenn sie verspätet eintreffen. Also wieder zurück auf das andere Ufer und entlang desselben dem Feinde entgegen, womöglich bis an die Übergangsstelle. Der Gedanke wurde sofort zur Tat. In schlankem Trab ging es zurück zur nächtlichen Übergangsstelle. Bei Tag war's kürzer. In fünfviertel Stunden waren wir dort. Diesmal verlief die Geschichte ganz glatt.

Im Galopp ging's nun flußabwärts durch die Auen des Überschwemmungsgebietes. Die Zeit drängte. Dann wieder ein Halt. Ein kurzes Umschauen. Trab — und weiter ab vom Fluß. Die Wellen rauschen zu laut, man hört nur sie. Eine Wiese begleitet die Auen. Der Boden weich und elastisch. Fünf Minuten Galopp, dann wieder hinein ins Gebüsch. Eine Schrittpause. Ein Schluck aus der Feldflasche zur Stärkung.

Ah! — rasch drücken wir uns in die Büsche, wo sie am dichtesten sind. Höchstens tausend Schritte von uns schaukeln Kähne am Fluß. Darinnen Soldaten. Pioniere. Sie bewachen eine Kriegsbrücke, die eben Infanterie überschreitet. Weiter unterhalb überschiffen auf Brückengliedern Fuhrwerke. Es läßt sich nicht unterscheiden, ob Geschütze oder Trainfuhrwerke. Was herüber ist, marschiert auf Kolonnenwegen im beschleunigten Tempo gegen Westen, bis die Straße nach T. erreicht ist, dort ordnet sich alles. Auf der Straße schlängelt sich schon eine lange Kolonne gegen Südwest.

Genug. Wir müssen denen zuvorkommen. Kehrt. Zuerst sehr vorsichtig im Schritt in der Mitte der Au. Dann Trab. Als wir sicher sind, nicht mehr entdeckt zu werden, Galopp, bis uns wieder der hochstämmige Wald von gestern in seine schützende Obhut nimmt.

Fünf Minuten zum Ausschnaufen. Dann den Waldrand entlang im scharfen Trab. Dort auf der Straße, kaum siebenhundert Schritt von uns, zottelt sorglos eine Kosakenpatrouille dahin. Gescheit sein, mein Lieber! Eine rasche, gute Meldung ist tausendmal mehr wert als einige Dutzend eingeschlagene Kosakenschädel, mögen die Hände auch noch so jucken.

Bald leuchtet uns die bewußte Straßengabel entgegen. Die Kosakenpatrouille ist längst überholt, aber wir bleiben noch eine Weile im Wald. Dann im schnellen Lauf über die

Straße hinüber und nun von Welle zu Welle, von Gehöft zu Gehöft, von einer Waldparzelle zur anderen.

Endlich nach vierstündigem Ritt wieder ein Halt. Die Gesichter meiner Husaren glänzen vom Schweiß und sind so rot wie ihre Hosen. Der Wachtmeister schmollt mit mir. Ich weiß warum. „Nicht ärgern, Alter! — Wir hauen heute noch viele Kosakenschädel ein!“ begütigte ich. Ein breites, freudiges Grinsen. Ich schreibe die dritte Meldung. Drei Kreuze am untern Rand. Das heißt: Trab und Galopp. Der eine Jungschütze und ein Husar befördert sie. Um den Feind nicht aus den Augen zu verlieren, geht's jetzt nur im gemächlichen Schritt von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt. Auf der Straße gegen T., einige Kilometer hinter uns, zieht eine niedere Staubwolke. Eine wahre Riesenschlange. Dort im Südwest taucht ein Doppelturm auf: die Kirche von T. — fünf Kilometer schätze ich.

Mittag ist längst vorüber. Unsere Division muß schon dort sein. Vor mir — in fünfzehn Minuten zu erreichen — winkt auf einer breiten, hohen Kuppe ein hochstämmiges Wäldchen einladend herüber. Dort wollen wir Hütten bauen. Nun sind wir im Schatten hoher Eichen. „Absitzen! Gurten nachlassen!“ Ein allgemeiner Seufzer des Wohlbehagens. Hier lasse ich wieder partienweise füttern. Die Mannschaft verzehrt eine Konserve. Die Staubwolke hat sich gelegt. Die Riesenschlange liegt unbeweglich. Jedenfalls eine Rast. Ich sehe von hier vorzüglich. Mit meinem Glase kann ich ziemlich vorn an der Spitze sechs Batterien zählen. Die Infanterie schließt auf. Meiner Schätzung nach ist es wirklich eine Truppendivision. Die Vorhut steht ruhig auf der Straße. Im Vorfeld wimmelt es von Kosakenpatrouillen, die träg daherschleichen.

Meldung vier geht unverzüglich ab. Plötzlich sehe ich einen Reitertrupp sich von Süden der Höhe nähern, auf

der ich stehe. Was Teufel kann das sein? Ich äuge angestrengt. Hechtgraue Uniform. Das sind doch unsere. Ich denke schon an Verrat und Spionage. Dann lache ich. Eine Artillerie-Aufklärerpatrouille. Herrgott! So nahe schon sind unsere Leute. Ich trete aus dem Wald heraus und winke. Sie kommen sofort im Galopp heran. Nur wenige Worte werden gewechselt. Die reitende Batteriedivision von uns steht hinter dem Hügel einen Kilometer westlich in Lauerstellung. Die Höhen sind von abgesessener Kavallerie besetzt. Man will dem Gegner einen warmen Empfang bereiten. Nach fünf Minuten spielt das Telephon. Minuten vergehen. Ich werde ungeduldig. „Warum schießt ihr nicht?" „Zu weit, warte, bis sie näher kommen."

Er hatte recht. Gerade kommt wieder Leben in die Riesenschlange. Sie wälzt sich vorwärts. Ah! — die Patrouille dort unten nimmt Richtung auf unsere Höhe. Fünfzehn sind's. Der Artillerist nestelt an der Revolvertasche. „Nur keinen Lärm, Bruder! — die tun wir lautlos ab!" „Patrouille drei zum Schutz der Aufklärer hier bleiben. Das andere mir nach an die jenseitige Waldspitze!" — Dem Wachtmeister treten die Augen vor Freude aus den Höhlen, es wässert ihm der Mund. Ahnungslos traben die Kosaken den Hang hinauf. Drei voraus als Spitze, fünfzig Schritte dahinter die anderen. „Vorbeilassen! Dann von rückwärts hinein in sie, keiner darf entkommen!" Die Husaren grinsen und nicken verständnisvoll. „Jetzt!" Wir sind mitten drinnen! Hei, wie das flitscht! Wie die Schädel krachen und die Knochen knacken! Im Augenblick sind acht aus dem Sattel. Die anderen nehmen wir gefangen. Sie haben die Waffen weggeworfen, und ein Husar vergreift sich nicht an Wehrlosen. Jetzt werden die umherirrenden Pferde eingefangen und die beiden Verwundeten verbunden. Die anderen sind tot. Der Artillerist hüpft vor Freude. „Euch Husaren muß

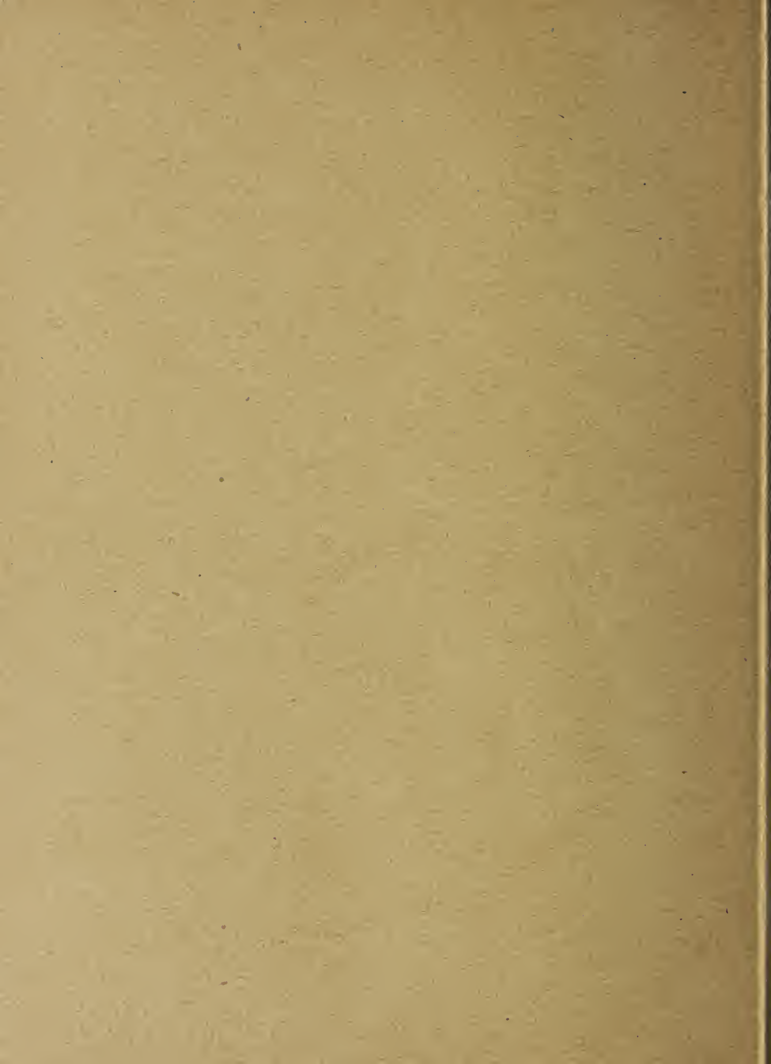
man küssen!" „Elhiszem!" (ich glaub's) meint der Wachtmeister stolz und zwirbelt seinen Schnurrbart. Indessen ist die feindliche Kolonne immer näher gerückt. Von der Vorhut sprengt ein Meldereiter zur Kolonne zurück. Im selben Augenblick hören wir ein heftiges Sausen in der Luft, uns schon ein bekannter Ton. Darauf bum! bum! Hundert Schritte vor der Kolonne blitzt's auf und kracht zweimal scharf. Die Spitze prallt auseinander. Einige bleiben liegen. Dann eine Lage. Sie sitzt und richtet große Verheerung an. Aber zur Ehre des Gegners sei's gesagt, nach der ersten Verwirrung zieht sich die Kolonne in die Breite und Tiefe auseinander, bleibt im Vorrücken und sucht deckende Räume auf. Die Artillerie schwenkt im Galopp aus der Marschkolonne heraus, und wenn auch die Spitzenbatterie im Feuer unserer Artillerie zusammenbricht, die übrigen erreichen die deckende Welle, um nach kurzer Zeit den Kampf aufzunehmen. Nacht zehn Minuten ist das früher so belebte Gelände fast menschenleer, nur die vielen dunklen Punkte, die überall zerstreut herumliegen, lassen auf empfindliche Verluste schließen.

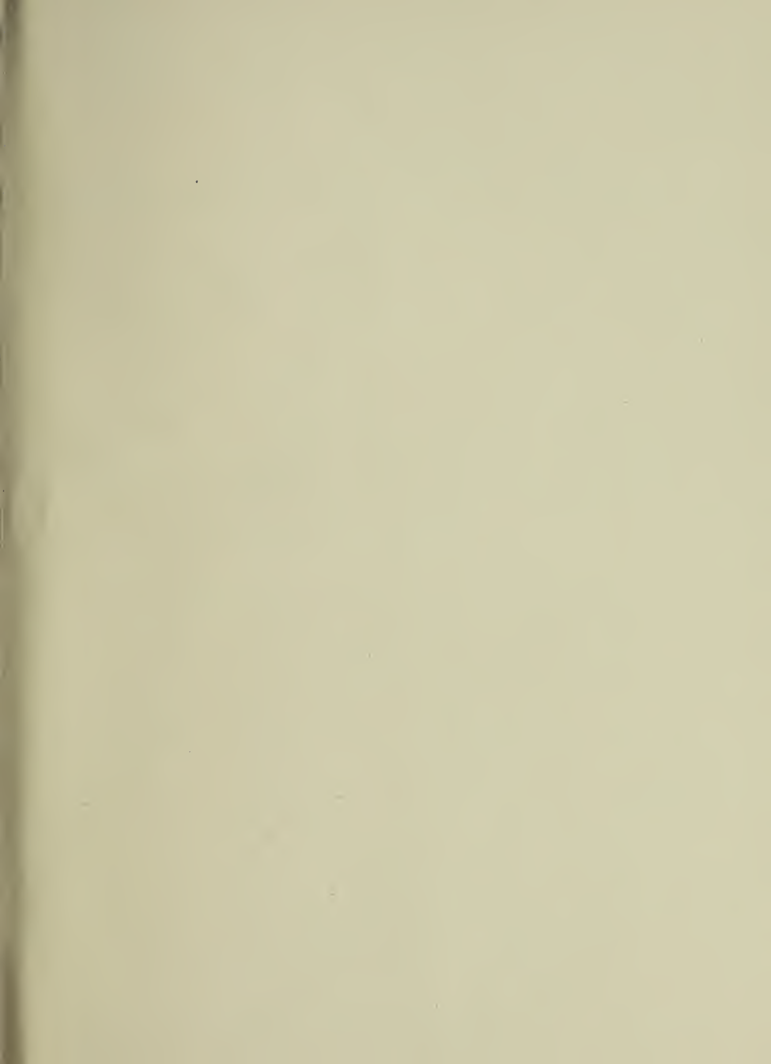
Als nun die feindliche Infanterie langsam, tastend, ihr Vorgehen beginnt, kehrt mein Jungschütze zurück und bringt mir den Befehl des Divisionärs, zum Regimente einzurücken, meine Aufgabe sei beendet. Traurig nehme ich mit einem Händedruck von dem Artilleristen Abschied, zu dessen Schutz soeben Infanterie eintrifft, und lasse mich von meinem Jungschützen zum Regimente führen, nachdem ich die Gefangenen schon früher abgesendet hatte.

Das Gefecht währte bis zur Dunkelheit. Wir haben den Gegner nicht nur zur vollen Entwicklung gezwungen, sondern ihn so lange aufgehalten, daß unsere Armeegruppe ihn den andern Tag unter sehr günstigen Bedingungen umkreisen und schlagen konnte.

Daß ich dazu auch ein Winziges beigetragen habe, beweist das Verdienstkreuz, das heute meine Brust schmückt.

(„Pester Lloyd.")





Im Verlag von **Julius Beltz in Langensalz**
schien, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigun
Kunstpflege e. V. zu Berlin

Jung Deut[illegible]
Kriegsbuch

Gebunden Mark 3. –

Deutsche Kriegsbücher
für die Jugend

Heft 1: **Vom Kriege im Westen** 30 Pfg.
Heft 2: **Vom Kriege im Osten** 30 Pfg.
Heft 3: **Der Krieg auf den Meeren** 30 Pf
Heft 4: **Der Krieg in der Luft** 30 Pfg.
Heft 5: **Von den Kämpfen in Russisch-P**
30 Pfg.

In Kürze erscheinen:

Heft 6: **Von Ostpreußens Not und Befre**
30 Pfg.
Heft 7: **Mit Automobil und Fahrrad d.**
den Krieg 30 Pfg.
Heft 8: **Vom Kriege in Galizien** 30 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

3 0112 072550178